

Hermann Rafetseder

Zwangsarbeit für den Linzer Brückenkopf

- 1.: Wurde für den Linzer Brückenkopf (Nibelungenbrücke, Rampe, Kai, Brückenkopfgebäude, Heinrich-Gleißner-Haus) Granit verwendet, der durch Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen abgebaut worden war?
- 2.: Wurden für den Bau der Nibelungenbrücke (inkl. Rampe und Kai), der Brückenkopfgebäude und des Heinrich-Gleißner-Hauses ZwangsarbeiterInnen herangezogen?

**Gutachten
im Auftrag des Archivs der Stadt Linz**

Linz, November 2009

(leicht geänderte Fassung Februar 2014)

1.: Wurde für den Linzer Brückenkopf (Nibelungenbrücke, Rampe, Kai, Brückenkopfgebäude. Heinrich-Gleißner-Haus) Granit verwendet, der durch Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen abgebaut worden war?

Vorweggenommenes Resümee: Nach eingehender Untersuchung (und auch laut Aussage eines hinzu gezogenen Granit-Experten anlässlich einer umfassenden Begehung) wurde in der NS-Zeit dort offenbar tatsächlich auch Granit aus KZ-Produktion verwendet, wenngleich nur als eine unter vielen Bezugsquellen, und konkret momentan nur für den Sockelbereich des Heinrich Gleißner Hauses mit größerer Wahrscheinlichkeit feststellbar. Zum eigentlichen Abbau kommt außerdem dabei auch Bearbeitung durch KZ-Häftlinge in einer eigenen Werkstätte dazu.

„Mauthausener Granit ist gut und hart, er eignet sich für die Reichsautobahn und die Linzer Nibelungenbrücke. Die Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH liefert Baumaterial aus den Steinbrüchen von Mauthausen und dem nahen Gusen“ - so eine ORF-Radiosendung im Mai 2005 am Beginn eines Beitrags zum Thema „KZ Mauthausen – Vernichtung durch Arbeit.“¹

„Die Nibelungenbrücke wurde mit Granitblöcken aus dem Konzentrationslager Mauthausen gebaut“ – so (noch irreführender) eine Linzer Zeitschrift 2006, wo für die NS-Geschichte der Brücke eine ähnliche Tafel wie die 1985 für die Sudetendeutschen angebrachte gefordert wird²; diese Forderung wurde drei Jahre später provisorisch verwirklicht:

„Juni 1938 – Sommer 1940, Nibelungenbrücke. Als Baustoff für die Nibelungenbrücke kommt unter anderem Granit zum Einsatz, der im nahe gelegenen KZ Mauthausen unter brutalsten Bedingungen abgebaut wird“ - so (immerhin relativierend) eine im März 2009 am südwestlichen Eckbereich der

¹ Journal Panorama, 4.5.2005, online auf <http://oe1.orf.at/highlights/36575.html>

² Pichler 2006

Nibelungenbrücke als „Stencil“, also mit Schablone, aufgesprühte Inschrift im Rahmen des Linz09-Projektes „In Situ“.³

In der entsprechenden Print-Veröffentlichung fehlen Quellenangaben, in der dazu gehörenden Website⁴ werden eine Quelle und zwei Aufsätze genannt (wobei die Quelle offenbar aus einem Aufsatz „übernommen“ wurde).⁵ In einem der beiden Aufsätze (mittlerweile auch leicht im Internet zu finden)⁶ wurden bereits 1957 dreißig Firmen aufgezählt, die für den „Bau der Nibelungenbrücke“ Granit geliefert hätten; jene Vielfalt sei ja durch die „verschiedene Färbung der einzelnen Werkstücke [...] auch dem Nichtfachmann“ ersichtlich. Als Beleg nennt **Neweklowsky 1957** private Aufzeichnungen des Leiters der kaufmännischen Abteilung des Linzer Brückenamtes der NS-Zeit und dessen Stellvertreters; die entsprechenden Akten seien laut Auskunft des Stadtbauamtes „beim Zusammenbruch in Verlust geraten“.⁷ Das ist zumindest insofern richtig, als in „offiziellen“ Aktenbeständen in Linz, Berlin und München bisher keine entsprechenden Quellen mehr zu finden waren.⁸ Sowohl Brücke als auch Brückenkopfgebäude wurden ja „ferngesteuert aus Berlin und München errichtet“, wie Hito Steyerl Recherchen von Sebastian Markt zum Linz09-Projekt „Unter uns“ zusammenfasste⁹.

Der eigentliche Brückenbau war jedenfalls Ende 1940 offiziell fertig – allerdings (was immer vergessen wird) nicht vom künstlerischen Gesamtkonzept her;

³ Höss u.a. 2009, S. 24; ebd., S. 25 in englischer Übersetzung: „Part of the building material for the Nibelungen bridge is granite quarried in the nearby Mauthausen concentration camp under extremely brutal conditions“. Viel vorsichtiger ist die quasi-offizielle Sicht des Oberösterreichischen Landesarchivs, wo beim „Geschichtsort Nibelungenbrücke“ keine Rede von KZ oder Zwangsarbeit ist (Geschichtsorte 2009, S. 19).

⁴ <http://www.insitu-linz09.at> via Orte – Nummer 5 – dort unter „mehr“ (Stand 10. Juni 2009; die Website verstand sich damals als veränderbares „work in progress“).

⁵ Quelle bzw. „Dokument“: Bildhauer Plettenberg über die vier Brückenfiguren aus „ASL, NS-Zeit, B20“, veröffentlicht bei Wacha 1995, S. 406-410, ohne Hinweis auf Baumaterialien (primär auf die Skulpturen abzielend, deren Modelle ins Linzer Stadtmuseum gelangten; vgl. ebd., S. 392-401).

⁶ Neweklowsky 1957, S. 384 (auf www.oogeschichte.at via „Historische Bibliographie“ als PDF-File auffindbar); der andere in der in Anm. 4 zitierten Website zitierten beiden Aufsätze ist Herbert Posch: Anmerkungen zu Linz 1938-1945; in: Erbe verweigert. Österreich und NS-Architektur, Tagungsband; in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 61, 2007, H. 1, S. 25-46 (ohne konkreten Belegen zu unserem Thema).

⁷ Neweklowsky 1957, S. 382

⁸ Neben Recherchen des Autors dieser Zeilen für die 2001 erschienene Studie im Archiv der Stadt Linz und im OÖ. Landesarchiv (Rafetseder 2001) sind hier auch Recherchen von Sebastian Markt zur Baugeschichte von Brücke und Brückenkopfgebäuden für das Linz09-Projekt „Unter Uns“ zu nennen; jene Recherchen konnten allerdings zu den Fragestellungen dieses Gutachtens nur wenig beitragen.

⁹ Die Presse, 27.2.2009 (Almuth Spiegler im Gespräch mit Hito Steyerl), online verfügbar auf <http://diepresse.com/home/kultur/linz09/456637/print.do>; vgl. dazu Unter Uns 2009

abgesehen von den vier bekannten Skulpturen fehlen ja bis heute auch die „Reliefs auf den seitlichen Begrenzungsmauern usw.“¹⁰. Die bis heute sichtbaren, stählernen Seitenflanken sind in etwa so, wie wenn auf zwei Seiten der Brückenkopfgebäude bis heute Rohziegel zu sehen wären (wobei auch die beiden Finanzpräsidiums-Blöcke 1945 eben nicht wirklich fertig waren).¹¹

In den zweieinhalb Jahren Bauzeit der eigentlichen (am Ende also in künstlerischer Hinsicht immer noch provisorischen) Brücke wurden (laut einer Version) neben je 6.300 Tonnen Stahl und Zement auch 25.000 Kubikmeter Kies und 18.000 Stück Quadersteine benötigt, „über 500 Arbeiter waren beschäftigt“ (soll heißen: direkt an der Brückenbaustelle);¹² bei den Brückenkopfbauten gingen die Arbeiten aber auch ab 1941 noch länger weiter, wobei zumindest für 1942 auch Zulieferung von Granit praktisch anzunehmen ist. Für das Wasserstraßenamt (das spätere Heinrich Gleißner Haus) gibt es in Münchener und Berliner Archiven Belege zumindest für diverse Planänderungen noch 1943¹³. In jenem Jahr kamen die eigentlichen Bauarbeiten im Brückenkopfbereich weitestgehend zum Erliegen, was aber offenbar nicht völligen Stopp dort nötiger (Zwangs-)Arbeiten bedeutete; mehr dazu in Teil 2.

Unter „Brückenbau“ seien hier, dem grundlegenden Aufsatz Neweklowskys (basierend auf Privataufzeichnungen involvierter Beamter) folgend, diese Bereiche verstanden: Pfeiler, Widerlager, Überbau, Rampen und (direkt für die Brücke notwendige) Uferbauten¹⁴; dafür wurden aber nicht nur die von Werner Sarley 1941 zitierten 18.000 Stück Quadersteine verwendet¹⁵ (laut Neweklowskys

¹⁰ Wacha 1996, S. 397, dazu Abbildungen der Entwürfe auf S. 398-399 (Motive aus der Nibelungensage); der nahezu lächerlich-provisorische Charakter der Brücke kommt vor allem dann zum Ausdruck, wenn die Brückenköpfe nicht zu sehen sind; wohl deshalb sind solche Aufnahmen eben auch selten – vgl. etwa Foto in der Linzer Chronik 1984 (erstellt von Renate Matt, Red.: Willibald Katzinger), S. 35 (die dortige Aufschrift „Rettet das Hintergebirge“ kam außerdem auch nur wegen der provisorischen Stahl-Seitenflanke so gut zur Geltung).

¹¹ - was ja im östlichen Randbereich tatsächlich auch nach dem Krieg noch einige Jahre der Fall war; da hätte noch ein lang gestreckter, ums Eck nach Süden versetzter Baukörper dazu kommen sollen – vgl. etwa Plan bei Fick 1941, S. 30; dass die entsprechende Anschlussfläche noch um 1950 im „Rohzustand“ war, bezeugte ein älterer Besucher anlässlich der Präsentation des „Unter uns“-Projektes im Kepler-Salon (auch im Finanzpräsidium wurde noch lange nach 1945 am Fertigwerden gearbeitet). Jene Präsentation war am 23.2.2009: „Wer hat die Brückenkopfgebäude gebaut? Dekonstruktion eines Gebäudes“ mit Hito Steyerl und Gabu Heindl, Gastgeber: Peter Becker, Audio-Datei dazu zu finden im Archiv von www.kepler-salon.at

¹² Vgl. Kreczi 1941, S. 77-78; laut Bericht in der Tages-Post vom 9.5.1939 (S. 3) arbeiteten „rund 550 gegenwärtig auf den Brückenbauplätzen zu Wasser und zu Lande“.

¹³ Persönliche Mitteilung von Sebastian Markt

¹⁴ Neweklowsky 1957, S. 385

¹⁵ Aufsatz Sarleys in Folge 1 der Zeitschrift „Oberdonau“ (Feber-März 1941), zitiert bei Kreczi 1941, S. 78; laut Tagespost, 9.5.1939, S. 3 wurde „allein für den Unterbau“ ein Bedarf an Werksteinen von

Rekonstruktion von 1957 zusammen 5.910 Kubikmeter Werksteine), sondern etwa auch volumenmäßig ein Mehrfaches davon an Kies: 25.000 Kubikmeter (laut jener 1941-Quelle) oder 61.000 Kubikmeter (so Neweklowsky 1957); weiters 6.300 (1941) oder 9.930 (1957) Tonnen Zement, 6.300 Tonnen „Stahl“ (1941) bzw. 6.470 Tonnen „Eisen“ (1957), laut Neweklowsky außerdem 5.300 Festmeter Holz; das alleinige Insistieren auf Granitquadern ist zwar in Hinblick auf das KZ-Thema verständlich; betrifft aber nur einen drastisch geringeren Teil des gesamten Materialverbrauchs, als üblicherweise suggeriert wird.

Neweklowsky rekonstruierte 1957 insgesamt 75 beteiligte Firmen für den eigentlichen Brückenbau bis Ende 1940, davon 30 durch Zulieferungen von Granit, dazu zweimal zusätzliche Steinbearbeitung¹⁶ und die beiden federführenden Großfirmen im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft (Wayß und Freytag sowie Mayreder, Kraus & Co.), außerdem auch 31 weitere beteiligte Firmen, darunter eine Straßenbaufirma, die 1944/45 bei einer anderen Linzer Baustelle definitiv KZ-Häftlinge einsetzte¹⁷, aber auch acht Kies-Firmen, von denen eine 1939 unweit von Mauthausen offenbar für Nibelungenbrücken-Kieslieferungen eigens gegründet wurde (Dornacher Steinwerke, Saxen¹⁸).

Aus Sicht des weiter gefassten Themas „Zwangsarbeit“ im Sinne des Österreichischen Versöhnungsfonds (im Folgenden abgekürzt als ÖVF) sind von den 75 erwähnten Firmen potentiell alle relevant, weit mehr als die Hälfte davon taucht ausdrücklich in ÖVF-Akten als Arbeitgeberinnen bzw. Nutznießerinnen von „Zwangsarbeit“ auf – mehr dazu in Teil 2. (Der Schreiber dieser Zeilen war Historiker des 2001-2005 bestehenden ÖVF, und hatte bzw. hat entsprechende Zugriffsmöglichkeiten auf einschlägige Materialien).

6000 Kubikmeter geschätzt, dazu 1000 Tonnen Eisen, 10.000 Tonnen Zement und 50.000 Kubikmeter Kies.

¹⁶ Einer jener beiden von Neweklowsky als bloße Bearbeiter genannten Linzer Steinmetzbetriebe führte (laut Strasser/Stummer 1998, S. 214) übrigens dann 1974 bis 1981 die Linzer Dombauhütte.

¹⁷ Vgl. Lütgenau/Schröck 2001, S. 72 (Bauarbeiten Obere Donaulände, ohne zeitlichen Hinweis, aber offenbar im Brückenkopf-Kontext) bzw. S. 159-164 (Teerag-Asdag und KZ Außenlager Linz II bzw. Stollenbau Märzenkeller/Sandgasse).

¹⁸ Neweklowsky 1957, S. 385 und Industrie-Compass 1943, S. 378; laut Kieslinger 1951, S. 49 war das aus Dornach/ Saxen gelieferte Material eher Diorit, was für Nicht-Geologen aber 1940 wie 1957 irrelevant war; die technischen Eigenschaften sind laut Kieslinger ähnlich denjenigen des „echten“ Granits (ebd., S. 48). Spezielle Böhmisches Diorite werden im Handel als Granit bezeichnet, der dem Dornacher Diorit sehr ähnliche Diorit aus Gebharts bei Schrems hingegen als Syenit verkauft, etc. (ebd., S. 49 bzw. 48).

Bei jener Neweklowsky-Liste von 1957 geht es gerade bei den Lieferanten von „Granit“ (und geologisch eigentlich anders zu benennenden Hartgesteinen¹⁹) primär um Firmen, und nicht direkt um die Steinbrüche; „Anton Poschacher, Granitwerke Wien“ hatte in Wien nur ein Büro, daneben aber, wie wir noch sehen werden, die Produktionsstätten „Mauthausen, Neuhaus, Aschach und Perg“; auch sonst ist aus jener Liste nicht immer ersichtlich, welche Abbauregion das jeweils betrifft; es sind auch einzelne Steinmetzmeister dabei, die offenbar von anderen Firmen abgebaute Steine bearbeiteten (im Einzelfall unsicher, da es auch damals „Steinmetzmeister“ mit eigenem Steinbruch wie Benno Steller gab; mehr zu ihm unten, S. 27f.).

Bei der Auflistung Neweklowskys von 30 Granitfirmen ist für unseren Kontext primär das als vierzehntes (beiläufig zwischen Firmen aus Wartberg ob der Aist und Schrems) angeführte Unternehmen relevant: „**Deutsche Erd- und Steinwerke Ges. m. b. H., Mauthausen**“, in Kurzform bekannt als „DEST“ bzw. „DESt“, eigentlicher Hauptsitz: Berlin, gegründet rasch nach der Okkupation Österreichs, formal am 29. April 1938, in hiesiger Lesart ausschließlich im engen Zusammenhang mit der geplanten Ausgestaltung von Linz (gemäß Hitlers Ausspruch: „Bürgermasta, ich baue Ihnen diese Brücke“, etc.).²⁰ Jener für Brücke und Brückenkopfbereich schon im März startende Planungs- und Bauvorgang war eben ein lukratives Geschäft, bei dem die SS von Anfang an mitverdienen wollte. Logische Konsequenz war Errichtung eines, in NS-Sicht auch aus staats- bzw. terrorpolitischen Gründen nötigen Konzentrationslagers in einer Granitregion in passender Nähe zu Linz (verkehrsmäßig gut erreichbar, aber auch nicht zu nahe).

Aus Sicht der Reichshauptstadt sah die Sache aber eher so aus, dass der DEST-Granit aus Mauthausen und Gusen primär dem Umbau Berlins zu „Germania“ dienen sollte, wobei „auch Linz einiges davon bekommen“ sollte (darauf wies auch Slapnicka 1998 hin, was aber seine Landsleute in einem Beispiel selektiver Wahrnehmung üblicherweise nicht zur Kenntnis nehmen wollen). Ein wichtiger

¹⁹ Vgl. etwa Kieslinger 1951, S. 46ff. zu „fälschlich als Granit bezeichneten Gesteinen“ wie Syenite, Diorite, Gabbros, etc.

²⁰ Botz 1971, S. 192 (Hitlers Aussage beim Mittagessen am 13.3.1938, er habe schon seit Jahren Pläne für einen Brückenneubau und die Ausgestaltung der Brückenköpfe gehabt) bzw. S. 210 (Sepp Wolkerstorfer am 15.4.1971 bei Befragung durch Gerhard Botz: Hitler habe ihm bei jenem Anlass am 13.3.1938 gesagt: „Bürgermasta, ich baue Ihnen diese Brücke, und die Sorgen und Nöte dieser Stadt sind vorüber, denn ich übernehme die Patenschaft“. Acht Tage später sei ein deutscher Ingenieur in Linz gewesen, „und besprach mit mir den Bau der Brücke. Ich wußte natürlich so viel wie gar nichts. Mit einem ungeheuren Tempo wurde der Bau begonnen“. Das Wort „Bürgermasta“ habe Hitler, wie Wolkerstorfer 33 Jahre später noch immer beglückt berichtete, „in oberösterreichischem Dialekt“ gesprochen).

Punkt war dabei wohl auch, dass die DEST mangels Geld für den Kauf jener Brüche auf ein Darlehen vom „Generalbauinspekteur für die Neugestaltung der Reichshauptstadt Berlin“ (Albert Speer) angewiesen war.²¹

Die offenbar schon 1937 vorbereiteten Pläne in Bezug auf Mauthausen und Gusen²² wurden von SS-Chef Heinrich Himmler und seinem Wirtschaftsexperten Oswald Pohl (Chef des SS-Hauptamtes für Haushalt und Bauten) noch im März 1938 vor Ort geprüft²³. Am 22. März 1938 gab Himmler im alten Linzer Stadion vor dort angetretenen einheimischen SS-Leuten die Aufstellung von SS-Totenkopfverbänden für Oberösterreich, und damit indirekt die bevorstehende KZ-Errichtung bekannt.²⁴

Im Mai 1938 nahm die DEST bzw. „die SS den Betrieb in den Steinbrüchen Mauthausen mit 30 Zivilarbeitern auf“, soll heißen: mit „normalen“ einheimischen Arbeitskräften. Die Abbaustätten „Wiener Graben“ und „Marbacher Bruch“ wurden formal im August 1938 durch die DEST von der Stadtgemeinde Wien gepachtet, später angeblich auch gekauft.²⁵ Im Telefonbuch hieß es aber noch im Jänner 1942 „Wiener städt. Granitwerke, Wienergraben u. Bettelberg“, daneben gab es auch etwa Mauthausner Ortsanschlüsse für „Poschacher Anton Granitwerk“ und „Konzentrationslager Mauthausen“ (wie bei Poschacher „Dauerverbindung mit Linz“); die DEST schien damals nur im fernsprechmäßigen Bereich Sankt Georgen an der Gusen auf: „Deutsche Erd- u. Steinwerke G.m.b.H. Berlin Werke St. Georgen (Gusen)“, mit drei Telefonanschlüssen und Dauerverbindung mit Linz, ebenso wie „Konzentrationslager Mauthausen, Unterkunft Gusen“, dort zusätzlicher Anschluss für den Kommandeur, weiters „Bauleitung der Waffen-SS und Polizei Schleppbahnbau Kastenhof“ und Privatanschluss von SS-Hauptsturmführer Chmielewski.²⁶

²¹ Slapnicka 1998, S. 164

²² Vgl. etwa Strasser/Stummer 1998, S. 194 über zumindest 1937 startende Planungen von Albert Speer und Konsorten über österreichische Stein-Ressourcen

²³ Vgl. etwa Maršalek 1995, S. 15; laut Haunschmied u.a. 2007, S. 45 traten Himmler und Pohl dabei als „businessmen assessing an opportunity“ auf.

²⁴ Vgl. dazu etwa Maršalek 1995, S. 15-16

²⁵ Maršalek 1995, S. 17

²⁶ Fernsprechbuch 1942, S. 76 bzw. 85; die Gemeindeämter Langenstein und Luftenberg gehörten damals ebenfalls zum telefonischen Bereich St. Georgen an der Gusen. In Linz schien damals kein DEST-Büro auf, dafür aber etwa die „Steine und Erden G.m.b.H. der Reichswerke Hermann Göring“ (Schwemmsteinwerk Linz, Ziegelwerk St. Florian, Ziegelwerk Leonding).

Der Mauthausner Bettelberg-Bruch blieb in Wiener kommunalem Besitz (unter „treuhändiger Geschäftsführung“ der „Wiener Betriebs- und Bauges.m.b.H.“²⁷). Der Mauthausner Heinrichbruch wurde weiterhin von der Firma Poschacher betrieben; dort arbeiteten laut Firmenüberlieferung nie KZ-Häftlinge, wohl aber (von jener Tradition offenbar nie als „eigentliche Zwangsarbeiter“ akzeptierte) spanische Franco-Gegner bzw. „Rotspanier“, die auch formelle KZ-Häftlinge waren, und französische Kriegsgefangene.²⁸ (Letzteres war von 1942 bis Oktober 1944 auch im Poschacher-Standort Neuhaus der Fall, mehr dazu später).

Der firmeneigenen Tradition noch mehr widerspricht die (ohne genauere Zeitangabe) rückblickend resümierende Aufstellung eines Häftlingsschreibers über größere oder länger beschäftigende „Firmen und Betriebe, die KLM-Häftlinge beschäftigten“, inklusive Arbeitskommando „Poschacher Steinbruch“ mit 39 bis 60 Häftlingen und ausdrückliche Nennung des Mauthausner Poschacher-Standortes als „auswärtigen“ Nutznießer-Betrieb²⁹. Der Nibelungenbrücken-Zulieferbetrieb „Anton Poschacher, Granitwerke Wien“ mit den damaligen Werken „Mauthausen, Neuhaus, Aschach und Perg“³⁰ ist also auch in diesem Teil des Gutachtens zu berücksichtigen, wie auch der Antrag eines Überlebenden an die deutsche ÖVF-Parallelorganisation EVZ (Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“) zeigt: Der 1922 geborene spanische (später französische) Staatsbürger Raymond, „rotspanischer“ Antifaschist französischer Muttersprache, war offenbar schon ab August 1940 im Wienergraben bei Mauthausen, 1941/42 im Steinbruch Gusen, dann zumindest zeitweise im

²⁷ Vgl. Industrie-Compass 1943, S. 385 bzw. 370 zur „Wibeba“

²⁸ Vgl. etwa Ratzenböck 1989, S. 15 („Zwischen dem Konzentrationslager Mauthausen und den in der Nähe befindlichen Granitwerken Anton Poschacher entstehen jedoch keinerlei Berührungspunkte“) bzw. persönliche Auskunft von Josef Stummer; zum Poschacher-Standort Plöcking; vgl. Strasser/Stummer 1998, S. 198 (französische Kriegsgefangene von 1942 bis Oktober 1944). Stummer kam selbst 1946 zu Poschacher, und erhielt vor allem indirekt Insider-Kenntnisse über die NS-Zeit in Plöcking, und weniger über den Standort Mauthausen. Zu denken gibt da auch eine andere persönliche Mitteilung Stummers: Die mehrfach zitierte Lieferung von Tempelsäulen nach „Siam“ bzw. Thailand 1934 (vgl. etwa Ratzenböck 1989, S. 14-15, der Firmenchef verzichtete 1939 vermutlich aus ideologischen Gründen auf jenen Gag – Poschacher 1939, S. 22) betraf in Wirklichkeit genauso Walzen für die deutsche Papierindustrie, wie in den generell sonst zugegebenen Exporten einschlägiger Art nach Deutschland ab 1929; innerhalb der Firma sei das immer bekannt gewesen. Bei Strasser/Stummer 1998, S. 112 wird jene, den ab 1908 von Poschacher in Plöcking betriebenen Tonibruch betreffende, Legende in relativierender Version (von Leuten, die eben die Wahrheit wussten) so gebracht: „Die Gesellschaft, die den Film“ für eine Kino-Wochenschau über einen Walzentransport 1934 „drehte, gab in der Wochenschau an, daß die Säulen für einen ‚Tempelbau in Indien‘ gehören.“

²⁹ Maršalek 1995, S. 97 und 98

³⁰ Wien laut Neweklowsky 1957, S. 384, die vier Standorte laut Industrie-Compass 1943, S. 385

„Kommando Poschacher“ in einem anderen Mauthausen Bruch³¹; auch er kommt also als „Zuarbeiter“ mit KZ-Status für konkrete Linzer Lieferungen zumindest potentiell in Frage; angesichts von 30 Lieferfirmen ist das aber schwer zu sagen (wobei es im Falle Poschacher eben vier Standorte betrifft).

Was „Raymond“ betrifft: Für Betroffene aus Fällen im ÖVF-Umfeld werden hier aus Datenschutzgründen normalerweise nur Aktenzahl und Vornamen genannt – so auch in wenigen Fällen bei Rafetseder 2007 (am Beginn von Kapitel 2.1.), wo aber ansonsten auch die Vornamen von AntragstellerInnen weggelassen wurden.

Vollständige Namen sind nur dann zu finden, wenn die betroffenen Opfer in der NS-Zeit starben, und wo es jedenfalls keinen ÖVF-Antrag gibt.

In der eigentlichen KZ-Forschung bisher weitestgehend vernachlässigt wurde die Frage konkreten Transfers von Granit aus dem KZ-Kontext zu „auswärtigen“ Baustellen wie Linz, Berlin oder Nürnberg: Da geht es eher um Verwendung als Baumaterial für die eigentlichen Lager und noch mehr um die von Beginn an tatsächlich sehr (aber eben nicht ausschließlich) relevante Rolle von Granit als Folterinstrument: Steinbruch-Kontext war in Gusen und Mauthausen schon 1940 vielfach eher als Terror- bzw. Strafmaßnahme in Form ökonomisch sinnlosen (und eigentlich kontraproduktiven) Herumschleppens von Steinen relevant, und noch mehr 1944, als die Granitproduktion weitgehend eingestellt worden war³².

Mehr dazu am Beispiel eines Polen, für den ein Steinbruch in Gusen 1940 die vorletzte Lebensstation war: Der 54-jährigen Pfarrer Wlodzimierz Laskowski kam am 2.8.1940 mit rund 1.500 Landsleuten (davon rund ein Zehntel Priester) aus Dachau als Häftling in Gusen an. Er kam ins „Steineträger-Kommando“, wo öfters auch im Laufschrift gearbeitet werden musste. Sechs Tage später wurde er im

³¹ Fall ohne ÖVF-Aktenzahl; die IOM-Aktenzahl darf hier nicht genannt werden. Die entsprechende Excel-Datei wurde vom Schreiber dieser Zeilen 2002 in Bezug auf allfällige ÖVF-Relevanz geprüft und in einem Gutachten kommentiert, und musste dann auf Anweisung der EVZ gelöscht werden. Die dabei angegebene Mauthausner Häftlingsnummer würde eher zu einer Einlieferung Anfang 1942 passen (vgl. Maršalek 1995, S. 114 bzw. 111), kann aber auch falsch übertragen worden sein (die IOM-Listen sind leider schlampig erstellt worden; dort steht jedenfalls definitiv August 1940 als Verfolgungsbeginn und 1941/42 als Zeit für Gusen); zu den Rotspaniern allgemein vgl. etwa Rafetseder 2001, S. 1158, zur Schlampigkeit der IOM-Listen etwa Rafetseder 2007, S. 92-93.

³² Vgl. etwa Haunschmied u.a. 2007, S. 67f. (Granitsteine tragen als Schikane parallel zum Lagerbau in Gusen belegt für Juni 1940) und 184f. - Steine schleppen als an sich „unökonomische“ Schikane bei ungarischen Juden 1944, was zugleich offenbar als „Fitnessstest“ galt: die Überlebenden waren stark genug für die unterirdische Rüstungsarbeit: „Clearly, the goal of the SS guards (immediate murder by traditional, ritualized means developed in the quarries at CC Mauthausen/Gusen) still conflicted with the efforts of DEST to provide laborers to be murdered constructing tunnels or assembling planes. Those who survived this selection [...] were thought to be good “human material”. The working conditions in the tunnels would not be better.”

Kastenhofer-Steinbruch von Wachen schwer verletzt und am selben Tag im nahen Lager ermordet.³³

Das war eben kein Einzelfall, sondern hing mit besonders in den ersten Tagen nach Ankunft üblichen, allmählich nahezu ritualisierten, ökonomisch eigentlich „sinnlosen“ Schikanen spezifischer Steinbruchs-Art zusammen. Dabei ging es nicht um Produktion für Linz, Berlin oder das Nürnberger Reichsparteitagsgelände (die dann zum Teil nach Kriegsende in Gusen für den Moskauer Roten Platz umgearbeitet wurde)³⁴, sondern um (wie auch immer motivierten und lizenzierten) Terror. Dazu passt, dass sogar die Inbetriebnahme des von spanischen Häftlingen errichteten riesigen, hochmodernen Steinbrechers direkt bei den Gusener Brüchen wenig am gezielten Einsatz von Häftlingen bei dadurch eigentlich sinnlosen Arbeiten wie dem Zerkleinern von Steinen änderte.³⁵

Zwar ist es von der Zeit her theoretisch möglich, dass Laskowski in den letzten Tagen seines Lebens einen Stein in Händen hielt, der dann im Linzer Brückenkopfbereich verbaut wurde. Im Sinne statistischer Wahrscheinlichkeit und auch aus produktionstechnischer Sicht ist das aber eher unwahrscheinlich. Die Fragestellung dieses Gutachtenteils schlägt jedoch bei Anwendung auf solche Fälle in makabre Sinnlosigkeit um. Es gehört zum Respekt vor solchen Schicksalen, bei Leuten wie ihm einen generellen Kontext zur Linzer Bautätigkeit einfach zu akzeptieren. Das sollte dann aber nur in indirekt-symbolisch-künstlerischer Weise, und nicht aus wissenschaftlicher Sicht dahingehend ausgelegt werden, ihm konkrete Steine auf der Nibelungenbrücke zuzuordnen; zu anderen Zuordnungen gleich mehr.

Die ersten KZ-Häftlinge kamen zwei Jahre vor Laskowski, im August 1938 aus Dachau nach Mauthausen, waren aber bis Herbst 1939 primär beim Lageraufbau zwangseingesetzt (inklusive Bereiche wie Mauern, Wachtürme, etc.). Etwa von Herbst 1939 bis Herbst 1943³⁶ war der hauptsächliche Zwangseinsatz in den

³³ Maršalek 1995, S. 273 (offizielle Todesursache: „Allgemeine Körperschwäche“, der wahre Hergang ist durch Zeugenaussage eines anderen polnischen Priesters und Mitgefangenen belegt); zur Gruppe vom 2.8. ebd., S. 111, zum Steineträger-Kommando auch etwa ebd., S. 275.

³⁴ Feingestockte Quader von bis zu 2 Kubikmetern Größe wurden u.a. in Plöcking „für das Parteigelände in Nürnberg“ angefertigt, großteils aber nicht mehr geliefert (Strasser/Stummer 1998, S. 195; übrig gebliebene Nürnberger Quader wurden nach Kriegsende im USIA-Betrieb Gusen zu Pflastersteinen u.a. für den Roten Platz in Moskau verarbeitet („Russennudeln“ bzw. „Stalinnudeln“– ebd., S. 199 bzw. Prinz 1999, S. 568). Bei Schmidt/Urban 2006 werden keine österreichischen bzw. „ostmärkischen“ Granit-Herkunftsorte genannt.

³⁵ Vgl. etwa Haunschmied u.a. 2007, S. 94f.; die Ruine jenes Steinbrechers ist auch auf der modernen Aufnahme des Gusener Poschacher-Geländes bei Ratzenböck 1989, S. 26 links hinten zu sehen.

³⁶ So etwa Maršalek 1995, S. 85

Steinbrüchen der nunmehrigen DEST-Werkgruppe „St. Georgen“ bzw. für dortige Lieferungen nach „außen“.

Jene Werkgruppe trat nach außen hin auf als „Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH Berlin, Granitwerke Mauthausen“ – so der Briefkopf³⁷, „Bahn und Post“ sowie „Fernruf“: „St. Georgen a. d. Gusen (Oberdonau), wo es auch eine, vor allem für die „Täterseite“ bestimmte, ausgedehnte Infrastruktur gab (Einrichtungen wie „SS-Siedlung“ etc.³⁸). Auf jenem Briefkopf stand außerdem: „Weitere Granitwerke: Flossenbürg (Oberpfalz), Groß-Rosen (Schlesien), Natzweiler (Elsaß); Ziegel und Klinkerwerke: Oranienburg bei Berlin, Berlstedt bei Weimar, Hamburg-Neuengamme“ sowie die Daten der Berliner Hauptverwaltung. (Das KZ Natzweiler wurde offenbar „speziell deshalb gegründet, um Granit für das Deutsche Stadion“ in Nürnberg „zu gewinnen“; für dessen Fassade sei aber auch Granit aus Flossenbürg und anderen Konzentrationslagern geliefert worden – wovon aber nur eine Baugrube verwirklicht wurde; der Granit wurde dann anderweitig verbaut³⁹).

Die spezielle Bedeutung des DEST-Standortes St. Georgen an der Gusen und die Rolle des Lagerkomplexes Gusen als lange quasi eigenständiger Einrichtung parallel zu Mauthausen wird der Forschung erst allmählich bewusst; dabei ist mittlerweile von einem „bipolaren System“ die Rede, aber (mit ebenfalls guten Gründen) auch von einem „trifurcated St. Georgen-Gusen-Mauthausen system“, also einem System mit drei örtlichen Säulen.⁴⁰

Die Vernachlässigung von Gusen hat sicher auch mit jener irreführenden Bezeichnung „Granitwerke Mauthausen“ zu tun. Diese Granitwerke samt Konzentrationslagern waren zwar in den politischen Gemeinden Mauthausen (Wiener Graben) und Langenstein, dort im Bereich der Ortschaft Gusen, wobei aber

³⁷ Brief vom 27.6.1941 an den Bürgermeister von „St. Georgen (Gusen)“, abgebildet etwa auch in einer Online-Version von Haunschmied u.a. 2007 auf <http://www.gusen.org/gudest1x.htm>; zu jener „Täter“-Infrastruktur in St. Georgen unter Beteiligung Theers vgl. etwa Haunschmied 1989, S. 80ff. und Haunschmied u.a. 2007, S. 80ff., zu Theer auch etwa Kunsttopographie III, S. 414

³⁸ Dort war als Planer auch der Linzer Architekt Paul Theer massiv involviert – und der plante damals auch etwa in Linz bei der Hartmayersiedlung mit; als wirkliches Indiz für dortigen Gusener Granit ist das natürlich dürftig, aber da wäre ein Kontext doch möglich.

³⁹ Schmidt/Urban 2006, S. 27

⁴⁰ Vgl. etwa Dusan Stefancic in Haunschmied u.a. 2007, S. 9: „...Gusen not a simple side camp of Mauthausen but in fact a parallel camp of the Mauthausen system in many respects“; das war bei Maršalek 1987 und Maršalek 1995 (geschrieben von einem ehemaligen Mauthausener Lagerschreiber) eben noch kein Thema; vgl. Haunschmied u.a. 2007, S. 39f., 55f. und 178; in offizieller österreichische Gedenkstätten-Sichtweise jetzt aber immerhin als „bipolares System“ mit Mauthausen als politischem und St. Georgen als wirtschaftlichem Zentrum (Dürr u.a. 2006, S. 5); zum „trifurcated system“ etwa Henry Friedlander bei Haunschmied u.a. 2007, S. 11f.

die letzteren Brüche ökonomisch die eindeutig wichtigeren waren: Der Reingewinn der Brüche in Gusen machte für die DEST in jenem Jahr rund 59.000 Reichsmark aus, für den Standort Mauthausen (Wienergraben) nur rund 14.000⁴¹ - indirekter Beleg dafür, dass Ende 1939 die DEST bereits gut im Geschäft war, was Granitlieferungen betrifft. Aber auch das Material für SS-Standort bzw. Kaserne Ebelsberg (großer Abschnitt schon 1938 bis 1940 errichtet, ab 1967 „Hiller-Kaserne“) stammte schon 1939 offenbar primär aus Gusen. Auch dort, weitab vom Brückenkopf, gibt es in Linz also immer noch Bauten mit ziemlich eindeutigem Granit aus engerem KZ-Kontext (wenngleich dort aber, wie gleich für Anfang 1939 erwähnt, noch relativ viel „freie“ Arbeit dabei war).

Eine DEST-eigene Aufstellung „über in den Jahren 1938 und 1939 eingesetzte Häftlinge und Bewertung derselben“ setzt den Wert von in Gusener Brüchen geleisteter Arbeit mit rund 20.000 Reichsmark, für den Wienergraben-Bruch mit rund 43.000 Reichsmark an; der Beginn des Häftlings-Einsatzes bei eigentlicher Steinbrucharbeit wird meist mit Jänner 1939 angesetzt. Damals hatte die DEST in jenen Brüchen zusammen 375 Häftlinge und 171 zivile (also „freie“ einheimische) Arbeitskräfte.⁴² Die Diskrepanz jener Geldwert-Relationen Gusen – Mauthausen hat wohl mit unterschiedlichem Liefervolumen an „auswärtige“ Abnehmer zu tun (was noch zu klären wäre). Jedenfalls wurde in Mauthausen damals viel Granit für den Eigengebrauch verbaut (was ja bis heute eindrucksvoll zu sehen ist), in Gusen noch nicht. Bis März 1940 marschierten täglich Arbeitskolonnen vom provisorischen Lager im Wienergraben zur Arbeit nach Gusen, aber auch zum Aufbau des dortigen Lagers, wobei es auch da bereits zu sehr vielen Todesfällen kam.⁴³

Zumindest ab August 1939 nutzte die Mauthausener SS-Neubauleitung auch eine Sandgrube direkt in St. Georgen an der Gusen⁴⁴, deren Produktion aber eher nichts mit dem Linzer Brücken- bzw. Brückenkopfbau zu tun hatte (auch das wäre noch zu klären); zumindest für eine gewisse Phase wären Lieferungen nach Linz durchaus vorstellbar. Dabei ist aber auch die (weitestgehende Häftlings-)Bautätigkeit der DEST für den Eigenbedarf in St. Georgen an der Gusen zu bedenken: die erwähnte

⁴¹ Haunschmied u.a. 2007, S. 53 bzw. 55

⁴² Haunschmied u.a. 2007, S. 54

⁴³ Vgl. etwa Prinz 1998, S. 432 (schildert „täglichen Häftlingstrieb nach Gusen“, Kolonne in Fünferreihen; im Winter seien tote und halbtote in Schlitten zurückgezogen und dann „entsorgt“ worden).

⁴⁴ Haunschmied u.a. 2007, S. 60; jene Produktionsstätte wurde 1944 zum Haupteingang des unterirdischen Bergkristall-Rüstungsprojekts – vgl. ebd., S. 157

„Steinsiedlung“, etc. Das band dort (zusätzlich zum Lagerbau in Mauthausen und dann auch Gusen) vor allem 1940/41 und wohl auch noch 1942 viele Ressourcen⁴⁵. Die dort residierende „Werkgruppenleitung St. Georgen“ managte 1943 neben den zentral bedeutenden Steinbrüchen in Gusen und dem kleineren Bruch in Mauthausen auch Betriebe in Großraming (für den dortigen Kraftwerksbau samt KZ-Nebenlager) und Beneschau (bei Prag, also im damaligen „Protektorat“)⁴⁶.

Das Lager Gusen (offiziell „KL Mauthausen/ Unterkunft Gusen“) wurde erst ab Oktober oder Dezember 1939 aufgebaut, von Beginn an mit Arbeitskommandos „Barackenbau Gusen“ und „Steinbruch Kastenhof“, ab März 1940 vor allem mit polnischen Häftlingen (von Buchenwald überstellt).⁴⁷ Das Lager Gusen diente „anfangs nur zum Betrieb der Steinbrüche Kastenhof, Gusen, Pierbauer und der Ziegelei Lungitz“⁴⁸, außerdem wurden Häftlinge aber auch bei Flussregulierung (Gusen), Bahn- und Straßenbau eingesetzt. Dortige Inhaftierung konnte später auch Einsätze im „Industriehof“ genannten, vielfältigen Werkstättenbereich bedeuten, wo schon ab Frühjahr 1942 einzelne Steinbearbeitungshallen für Steyr-Daimler-Puch freigemacht wurden⁴⁹; solche Rüstungsproduktion im engeren Sinne war dann 1944/45 Haupteinsatzbereich, aber mit der bekannten Verlagerung unter die Erde.

Stollenbau und Düsenjägerproduktion im Geheimprojekt „Bergkristall“ waren bzw. sind immer noch für Forschung und Öffentlichkeit primär interessant, und verstellen den Blick auf ein schwereres zu vermittelndes Kapitel: die Kooperation von Arbeitskräften mit sehr unterschiedlichem Status bei Granitförderung bzw. Produktion entsprechender Werkstücke. Jene spektakulären Aspekte der späteren Phase lassen vergessen, dass Mitte 1940 in den DEST-Steinbrüchen Mauthausen und Gusen laut Perz „täglich bereits an die 3.600 Häftlinge“ arbeiteten.⁵⁰

Dabei gab es in Mauthausen selbst weiterhin auch Abbau in Steinbrüchen, die nicht der DEST gehörten (wobei aber zeitweise im dortigen Poschacher-Betrieb ein kleineres KZ-Kommando war, mehr dazu unten). „Gusen“ betraf zwar praktisch durchwegs auch KZ-Arbeit, aber an beiden Standorten eben immer auch unter

⁴⁵ Haunschmied u.a. 2007, S. 82-85

⁴⁶ Haunschmied u.a. 2007, S. 89

⁴⁷ Maršalek 1987, S. 5 (erst Dezember) bzw. Haunschmied u.a. 2007, S. 61 (schon Oktober als Baubeginn unter Berufung auf Bertrand Perz; ebd. auch zu einer eigenen SS-Wacheinheit für Gusen ab 7.11.1939); zum „Polenlager“ Gusen ab April 1940 ebd., S. 64

⁴⁸ Maršalek 1987, S. 7

⁴⁹ Vgl. etwa Maršalek 1987, S. 7-8 und Haunschmied u.a. 2007, S. 120

⁵⁰ Perz 2001, S. 1043

Beteiligung von Arbeitskräften, die entweder (aus damaliger Sicht) formal „frei“ waren (wobei Einheimische Fachkräfte zunehmend zur Wehrmacht eingezogen wurden), oder auch viele Arbeitskräfte ohne KZ-Status (gerade hier auch Frauen), die zwangsweise aus besetzten Gebieten zum „Reichseinsatz“ geholt wurden.

Dazu zwei Beispiele aus ÖVF-Akten: Die 1928 geborene Polin Maria kam im Mai 1940 nach Gusen und arbeitete dort (ohne KZ-Registrierung) als Zwölfjährige bis November 1940 als Küchen- und Waschküchenhelferin, also offenbar im Rahmen der DEST-Infrastruktur rund um die Granitproduktion, zu der eben nicht nur Steinabbau und Steinbearbeitung gehörten; dann war sie bei zwei Bauernhöfen in der Gemeinde Ulrichsberg, 1942 für einige Wochen wegen angeblicher Arbeitsverweigerung (aber in Wirklichkeit wegen spezieller innerfamiliär-bäuerlicher Probleme) in Rohrbach inhaftiert, nach 1945 in Österreich ansässig geworden (aber polnische Staatsbürgerin geblieben). Sie war übrigens deshalb deportiert worden, weil die Eltern in Polen eine jüdische Familie versteckt hatten.⁵¹

„Eindeutiger“ KZ-Häftling war hingegen etwa ein 1915 geborener Landsmann von ihr, Jozef: Er kam via Gestapo-Gefängnis Lublin und KZ Auschwitz im Juni 1942 nach Gusen, und arbeitete dort zuerst im Steinbruch. Er könnte durchaus bei der Produktion von für Linz bestimmten Blöcken beteiligt gewesen sein, wenngleich natürlich nicht mehr direkt für die Nibelungenbrücke. Außerdem arbeitete er auch beim Bau der Verbindungsbahn zum Bahnhof St. Georgen an der Gusen, ab April 1944 bei der Flugzeugfertigung der Firma Messerschmitt, aber weiterhin im Gusener DEST-Kontext.⁵²

Arbeit von KZ-Häftlingen war keineswegs immer nur bloße Schikane und Mittel der „Vernichtung durch Arbeit“, und nicht unbedingt ungelernete Hilfsarbeit. Es gab die von Häftlingen heiß ersehnte Möglichkeit, bei Steinmetzarbeit in einer Werkhalle nicht dauernd Misshandlungen wie im Steinbruch selbst ausgesetzt zu sein. Das konnte sich nicht nur bei Reduzierung oder Wiederaufnahme von lokalen SS-Bauarbeiten bei Beginn und Ende der kalten Jahreszeit leicht in beiden Richtungen ändern, wie ein Bericht Victor Kielichs zeigt⁵³. Laut Sohn eines Lehrlingsausbildners

⁵¹ „Individualantrag“ mit ÖVF-Aktenzahl 106477; solche „Individualanträge“ (die nicht über eine der sechs Partnerorganisationen liefen – vgl. Anm. 55) werden hier in der Folge mit vorangestelltem „ÖVF“ zitiert.

⁵² Fall ÖVF 1430, aber an die EVZ weiter geleitet, da eine KZ-Registrierung vorlag

⁵³ Ausführlich zitiert bei Haunschmied u. a. 2007, S. 107-108; ebd. auch etwa über die Implikationen vorgeschriebener Produktionsquoten für Granit-Werkstücke

bzw. „Industriellehrmeisters“ in den Gusner Steinmetzhallen wurden schon ab 1940 *„neben bis zu 50 zivilen Steinmetzlehrlingen auch ca. 200 Häftlinge als Steinmetze ausgebildet und eingesetzt. Die Gusner Steinbrüche waren von der DEST dafür ausersehen, die erforderlichen Steinmetzarbeiten für die sogenannten Hitlerbauten (Torbögen, Säulen, Tür- und Fensterumrahmungen, Stufen u. dgl.), hauptsächlich für Berlin, aber auch [...] für Linz zu erzeugen“*.⁵⁴

Nach dem eigentlichen Granitabbau durch besonders schlecht behandelte KZ-Häftlinge wurde also im Bereich des späteren Lagerplatzes vor dem Bürogebäude der Firma Poschacher in Gusen (wo laut jenem familiär-indirekten Zeugenbericht von 1997 die entsprechenden Hallen waren) Granit von zumindest zeitweise deutlich besser behandelten Häftlingen bearbeitet; die entsprechenden Werkstücke gingen dann eben auch (aber bei weitem nicht nur) nach Linz. Bei derartigen Transporten waren zwar auch ÖVF-Antragsteller involviert, allerdings ohne KZ-Status, vor allem Tschechen: So war etwa ein 1925 geborener Josef aus Tschechien nur deshalb in St. Georgen an der Gusen, Gusen und Mauthausen (er allerdings erst 1944/45).⁵⁵

Laut einer Darstellung auf Basis von DEST-Monatsberichten startete ein Steinbearbeitungs-Lehrgang für 38 Häftlinge in Gusen im Februar 1941; im Oktober 1941 seien schon 535 KZ-Häftlinge in Gusen und Mauthausen als Steinmetz-Lehrlinge definiert gewesen. Im April 1943 sei dafür eine eigene Halle für eine Lehrlingswerkstätte in Gusen errichtet worden, eine zweite entsprechende Halle noch Ende 1943.⁵⁶

Eine spezielle Gruppe ähnlicher Art ist ab Juni 1942 überliefert: Rund 700 Kinder bzw. Jugendliche (13- bis 15-Jährige oder 12- bis 16-Jährige Burschen) aus der Sowjetunion, die als Steinmetzlehrlinge angeblich zur „Eindeutschung“ vorgesehen waren, und nach dem „Endsieg“ in der Umgebung angesiedelt werden sollten. Wenn sie sich auf dem Weg zur oder von der Arbeit weigerten, deutsche Lieder zu singen,

⁵⁴ Prinz 1997, S. 444 (sein Vater rückte 1943 zur Wehrmacht ein, weil er sich nicht zur SS melden wollte – dann hätte er nämlich formal als Mitglied der Wachmannschaft weiter als Lehrlingsausbildner arbeiten können – ebd., S. 445).

⁵⁵ CZ 30425, dann registriert bei einem Opferverband für „Sklavenarbeiter“, der aber eben auch für Nicht-KZler zuständig war. Bei ÖVF-Partnerorganisationen in Belarus, Tschechien, Ungarn, Polen, Russland und Ukraine liegende Akten des ÖVF-Umfelds werden mit Länderkürzel und Aktenzahlen der Partnerorganisationen zitiert: BY (in Minsk), CZ (Prag), HU (Budapest), PL (Warschau), RF (Moskau), UA (Kiew); die über das Wiener ÖVF-Büro abgewickelten Individualanträge werden mit ÖVF-Aktenzahlen zitiert; zu den Partnerorganisationen vgl. Rafetseder 2007, S. 699-700.

⁵⁶ Haunschmied u.a. 2007, S. 90; Plan mit eingezeichneter Lehrlingshalle zwischen „Steinbruch Gusen“ (im engeren Sinne, also Dirnbergerbruch) und „Steinbruch Kastenhofen“ bei Prinz 1997, S. 433.

seien sie verprügelt worden. Ein damaliges Langensteiner Kind musste auf dem Schulweg nach St. Georgen täglich dort vorbei, und hörte, wie ein „Trupp junger Russen [...] immer das Lied ‚Die blauen Dragoner sie reiten‘ singen“ musste – also jene „Lehrlinge“, die vom Zeugen nicht als besser gestellte Arbeitskräfte gesehen wurden, auch wenn sie anscheinend nicht Häftlingskleidung trugen, und sicher besser ernährt waren, als die KZ-Häftlinge direkt im Steinbruch: „Misshandlungen während dieses täglichen Ausmarsches seitens der SS-Männer mit Gewehrkolben und Fußtritten waren vor den Augen von uns Kindern an der Tagesordnung.“⁵⁷

Bei den ÖVF-Fällen gibt es einige Anträge aus Russland, Belarus und der Ukraine, die hier passen würden, was aber im Einzelfall schwer zu entscheiden ist.⁵⁸ Mehr derartige Fälle sind (bei erhalten gebliebener KZ-Registrierung) in Fällen der ÖVF-Parallelorganisation EVZ zu finden (die ja nicht nur für Zwangseinsätze der NS-Zeit außerhalb der heutigen Grenzen Österreichs zuständig war, sondern zumindest theoretisch generell auch für KZ-Häftlinge⁵⁹. Der in der Literatur angedeutete Kontext jenes „Lehrlingsprogramms für Häftlinge“ in Gusen mit entsprechenden (trotzdem im Rahmen des KZ-Systems von Zwangsarbeit bleibenden) „Ausbildungsangeboten“ im KZ Natzweiler könnte neben Jugendlichen aus der Sowjetunion zumindest vereinzelt aber auch junge Slowenen betroffen haben.⁶⁰

⁵⁷ Maršalek 1987, S. 38 und Haunschmied 2007, S. 90 (unter Berufung auf eine Nachkriegsprozessaussage eines Spaniers), Zeugenaussage des damaligen Kindes ebd., S. 444; laut Dobosiewicz 2006, S. 197 seien im Sommer 1942 nur rund 300 junge russische und ukrainische Lehrlinge in die Steinmetzhallen gekommen, von denen dann die meisten schon 1943 zur Montage von Flugzeugrümpfen überstellt worden seien.

⁵⁸ Basierend auf Durchsicht aller Anträge der ÖVF-Partnerorganisationen, die vom Schreiber dieser Zeilen jeweils in (auch nach Alter sortierbaren) Dateien zusammengefasst wurden; vermutlich sind einige jener russischen Lehrlinge auch unter den Individualanträgen mit emigrierten Ex-Sowjetbürgern „versteckt“.

⁵⁹ Zur Problematik der Zuständigkeiten von deutscher Stiftung EVZ und ÖVF vgl. etwa Rafetseder 2007, S. 23f., 28f., 65, 73-77, 112, 116f. oder 653-666. Der 1920 geborene Franzose Jacques (ÖVF-Fall 73404) war nach Grazer Zwangseinsatz als Industriearbeiter und Straßenbahnschaffner ab 14.11.1944 bis 20.2.1945 mehr als drei Monate in Grazer Gestapohaft, dann bis 5.5. zweieinhalb Monate als registrierter KZ-Häftling in Gusen, also länger „höchstkategoriewürdige“ Zeit in Kompetenz des ÖVF als in derjeniger der EVZ; ähnliches galt für den 1928 geborenen jüdischen Ungarn Tibor – ab Dezember 1944 für die Organisation Todt beim Südostwallbau, erst am 5.4.1945 im KZ Gusen, deshalb ebenfalls vom ÖVF ausbezahlt (ÖVF-Fall 50961).

⁶⁰ Vgl. Haunschmied u.a. 2007, S. 90 (Along with CC Natzweiler, CC Gusen was an important DEST site fort he deployment of apprentice programs amongst inmates) bzw. EVZ-Antrag des im September 1927 geborenen Slowenen Stanislav auf einer (vom ÖVF-Historiker durchgearbeiteten, und dann zu löschenden IOM-Liste): kurz Gefängnis Ljubljana, dann via Dachau nach Natzweiler (Einsatz in Sainte-Marie-aux-Mines) bzw. Gusen, dort anscheinend 1944 direkt zum Tunnelbau für Messerschmitt ohne Steinbrucheinsatz. Ähnliches gilt wohl auch für den gleichaltrigen Kroaten Zdravko; bei Natzweiler-Fällen wird die DEST jedenfalls oft ausdrücklich erwähnt. (Zur Quellenproblematik EVZ/IOM vgl. Rafetseder 2007, S. 17 (Anm. 10), 23f., 27f., 75-78, etc. (Die „International Organization of Migration“ in Genf“ hatte „nichtjüdische“ Anträge für die EVZ zu bearbeiten; in jenem Bestand sind natürlich viel mehr Gusen-Fälle als in eigentlichen ÖVF-Fällen).

Eine Veröffentlichung von 2007 wies auch darauf hin, dass die 1997 von Prinz genannten „zivilen“ Steinmetzlehrlinge, mit denen die Wehrmachtseinrückungen älterer Jugendlicher kompensiert werden sollten, „not willingly“ neben den erwähnten Lehrlings-Häftlingen gearbeitet hätten.⁶¹ Das betraf auch den 1927 geborenen Waldviertler Otto, der als „Tachinierer“, also Quasi-Asozialer, vom Kreisleiter bzw. formal vom Arbeitsamt Waidhofen an der Thaya als Steinmetzlehrling nach Gusen geschickt, und dort offenbar gezielt schikaniert wurde: Laut Versicherungsbeleg war er von Dezember 1942 bis Februar 1944 „Arb.-Lehrling DEST St. Georgen“, in gleicher Tätigkeit dann im Komplex des KZ Groß-Rosen (wo es um schlesischen Granitabbau ging), nie als KL-Häftling registriert. Laut telefonischer Auskunft von 2004 (zwecks Beurteilung des Falles gemäß ÖVF-Gesetz) sei es für den damals 15-Jährigen kaum erträglich gewesen, er wolle das Alles vergessen, was aber unmöglich sei; nachts werde er oft wach und müsse weinen...⁶² Vom faktischen Status unterschied er sich anscheinend wenig von den erwähnten russischen Lehrlingskollegen, die formal offenbar KZ-Häftlinge waren. Dabei ist zu bedenken, dass Arbeit in den Werkshallen für Betroffene viel erträglicher war als die Zustände direkt in den Steinbrüchen, wo willkürliche oder auch systematische Misshandlungen an der Tagesordnung waren. Es gab also auch enorme Unterschiede innerhalb der KZ-Häftlinge, die in die Granitproduktion involviert waren: So stellte sich etwa bei den rund 1.200 und dann nochmals 1.000 Auschwitz-Häftlingen, die im April und Mai 1942 speziell zur Ausweitung der DEST-Granitproduktion nach Gusen gebracht wurden, sicher nie die Frage nach dem Singen deutscher Lieder.⁶³ (Offenbar diente jene Produktionsausweitung aber, unter Berücksichtigung mehrerer Indizien, weniger der Versorgung Linzer Bauten, sondern eher der Produktion für Berlin oder auch Nürnberg).

Neben dem erwähnten Niederösterreicher Otto finden sich in den Versöhnungsfonds-Anträgen auch Polen als eindeutige Gusener DEST-Bedienstete, die offenbar keinen KZ-Status hatten, sehr wohl aber, zumindest aus ÖVF-Sicht, eindeutige

⁶¹ Haunschmied u.a. 2007, S. 91

⁶² Fall ÖVF 128569; nach Mitte 2005 (da hatte er die ihm nicht zuletzt dank ÖVF-Historiker-Gutachten zuerkannte Zahlung noch bekommen) anscheinend noch vor 2008 gestorben; vgl. Rafetseder 2007, S. 457 und 665; Das KZ Groß-Rosen samt dazugehörigem DEST-Granitwerk bestand ab August 1940 in Niederschlesien, hatte aber anscheinend höchstens indirekt mit jenem „schlesischen“ Granitvorkommen zu tun, aus dem laut Kohl viele Gehsteigplatten der Nibelungenbrücke sind (mehr dazu unten, S. 29f.).

⁶³ Vgl. etwa Haunschmied u.a. 2007, S. 107f. (Steinmetzbereich erträglicher als Steinbruchbereich) bzw. S. 101 (Transporte aus Auschwitz)

Zwangsarbeiter waren: So der 1924 geborene Lucjan, ab Frühjahr 1942 in Gusen, mit von einem SS-Obersturmführer unterschriebenen Lagerausweis; ähnlich auch etwa ab Mai 1940 der 1916 geborene Stefan.⁶⁴

Der ÖVF zahlte aus diversen Gründen etliche Fälle mit Gusen-Kontext aus: So etwa „zivile“ Ostarbeiterinnen im Gusener „Industrie- und Lagerhof“, wie die 1919 geborene Belarussin Polina (Fall BY 510 bzw. 429336 - da waren immer zwei belarussische Aktenzahlen neben der – wiederum anderen – ÖVF-Aktenzahl relevant). Außerdem gab es da etwa mehrere Angehörige der „Technischen Nothilfe Linz Einsatzstelle Bergkristall Lager Gusen“, wie den 1923 in Wien geborenen Tschechen Jaroslav, auch Mitarbeiter externer Baufirmen mit „unterirdischer“ Gusen-Bautätigkeit wie den 1921 geborenen František, oder eben den erwähnten Waldviertler Steinmetzlehrling.⁶⁵

Als im März 1944 das Lager „Gusen II“ eröffnet wurde, waren der Granitabbau bereits (etappenweise ab Mai/Juni 1943) stark gedrosselt und andere Produkte wichtiger; immerhin ist aber noch für April 1944 eigentliche Steinbruch-Arbeit für neu angekommene italienische Häftlinge eindeutig belegt, als in Gusen neben Steyr und anderen Firmen vor allem offiziell schon längst die „Messerschmitt GmbH, Zweigbetrieb St. Georgen a.d.G. bei Firma Deutsche Erd- u. Steinwerke“ aktiv war (ab etwa November 1943 anfangs noch oberirdisch).⁶⁶ Wichtig ist hier auch etwa, dass am Poschacher-Standort Neuhaus/Plöcking die Granitproduktion laut Aufzeichnung des Firmenchefs erst im März/April 1945 völlig zum Stillstand kam; noch 1944 war man dort gut ausgelastet mit einer im Dezember 1943 erfolgten Großbestellung für das Ennskraftwerk Großraming⁶⁷.

Offenbar gab es auch in Gusen eine zumindest geringfügige Granitproduktion zumindest noch Ende 1944. Unten (S. 31) werden wir auch sehen, dass im Plöckinger Steinbruch der Firma Kastner ein Tscheche bis Ende Oktober 1944 arbeitete. Ein 1928 geborener Russe namens Viktor, der (offenbar ohne Registrierung) im KZ Gusen war, hat dort laut an sich plausibler Eigenaussage zumindest noch im August 1944 zwölf Stunden täglich beim Verladen von Steinen

⁶⁴ Fälle PL T63118 bzw. PL 383431, ähnlich vermutlich auch etwa PL 161691 und PL 430778

⁶⁵ Fälle CZ 34058 und CZ 2262 bzw. ÖVF 128569 (vgl. oben, S. 16f.)

⁶⁶ Vgl. Haunschmied u.a. 2007, S. 124 (Speer drängt Himmler ab Mai 1943 erfolgreich zur Drosselung der Granit-Produktion und stärkerem Rüstungseinsatz) bzw. S. 182 (Angelo R.: ab März 1944 zuerst Quarantäne, dann einige Wochen Steinbrucharbeit, dann erst in den eigentlichen Rüstungseinsatz). Zu Messerschmitt vgl. etwa ebd., S. 139

⁶⁷ Vgl. Strasser/Stummer, S. 198

auf Waggons gearbeitet (ÖVF-Fall RF 27186, davor im AEL Berlin-Wuhlheide, vom ÖVF jedenfalls an die EVZ weitergeleitet).

Nun Näheres zu den **Granit-Steinbrüchen im Bereich der Gemeinde Langenstein** bzw. bei der Ortschaft Gusen: Laut Lageplan von Juni 1943⁶⁸ waren das „Kastenhof-Unterbruch“, „Kastenhof-Oberbruch“, „Gusen-Bruch“ und „Pierbauer-Bruch“. Die beiden ersteren galten als Teilbetrieb „Gusen-Kastenhof“ bzw. faktisch als ein „Kastenhoferbruch“ – so als ein Bruch in einem Überblick von 1901 als damals angeblich einziger Granitsteinbruch in der Gemeinde Langenstein, betrieben von der Firma „Anton Poschacher, Mauthausen“. ⁶⁹ Ursprünglich waren das drei getrennte Brüche, von denen zwei „durch den Raubbau in der NS-Zeit zu einem einzigen“ verschmolzen wurden⁷⁰. 1914 wurde der dortige Granit als „gut“ besonders für „kleinere Werkstücke und Pflastersteine“ bezeichnet, wobei aber etwa beim oberen Kastenhoferbruch nur in der Mitte „schönes und gesundes Granitmaterial“, am Rande „nur mehr geringwertiger Stein“ sei.⁷¹

Der in der NS-Zeit als Teilbetrieb „Gusen“ (im engeren Sinne) geltende Steinbruch heißt sonst meist „Dirnbergerbruch“, und ist die nördliche Fortsetzung des 1841 begonnenen „Engländerbruches“. Dessen Name und Existenz hingen mit der (mit englischer Ingenieursleistung verbundenen) Szechenyi- bzw. Kettenbrücke Budapests zusammen (in Ungarn fehlten damals geeignete Granitvorkommen)⁷².

Material aus Gusen steckte anscheinend nicht nur in jenem bis heute sichtbaren, spektakulären Budapester Baudenkmal und in der Linzer Nibelungenbrücke, sondern wahrscheinlich auch in einer mittlerweile verschwundenen, dazwischen liegenden Donaubrücke, die von 1934 bis 1937 als Propagandainszenierung und Arbeitsbeschaffungsmaßnahme einer anderen Diktatur gebaut wurde: Die zweite Wiener Reichsbrücke, ebenso wie auch etwa Großglocknerstraße und Wiener

⁶⁸ In Maršalek 1987; zum Vergleich dazu das Ganze im Kontext zum späteren Gusen-Komplex (mit Gusen II und Gusen III) auf Plan etwa bei Dürr u.a. 2006, S. 4-5: die beiden Kastenhofer-Brüche direkt nördlich von Gusen I, Dirnbergerbruch östlich, Pierbauer-Bruch nordöstlich – dort zwar nicht markiert, aber doch erkennbar bzw. eben in gutem Gesamtüberblick.

⁶⁹ Hanisch/Schmied 1901, S. 54

⁷⁰ Prinz 1997, S. 530

⁷¹ Zitiert bei Prinz 1997, S. 564 (wo allerdings die Expertise von 1914 nicht immer klar von Zusätzen durch Prinz zu unterscheiden ist).

⁷² Prinz 1997, S. 531-533

Höhenstraße, brachten ein, allerdings erst zögerliches, Wiederankurbeln der in der Zeit der Wirtschaftskrise stagnierenden Gusner Granitproduktion.⁷³

1914 wurde das Material des Dirnbergerbruchs so definiert: „von feinkörniger Qualität und eignet sich zur Erzeugung von Werkstücken, Randsteinen und Würfeln“; 1931 hieß es dazu: „Graublauer und grauer, mitunter zweifarbiger Granit, mittelfein und gute Spaltbarkeit“, geeignet für „Denkmalarbeit, für Bauarbeiten jeder Art, für Groß- und Kleinpflastersteine sowie für Schotter, Hausbau und Straßenbausteine“.⁷⁴ Eine Publikation von 1901 beim selben Bruch als „übliche Bezeichnung des Steines“: Mauthausner Granit, Farbe blaugrau, Korn mittelfein, polierbar, die Spalte „wichtige fremde Beimengungen“ ist dort leer; der Stein sei „sehr hart“, Größe der erzeugbaren Quader: große Dimensionen, verwendbar „für alle Pflaster-, Bau- und polierten Arbeiten“, vollkommen wetterfest.⁷⁵

Der „Pierbauer“- oder auch „Pirchbauer-Steinbruch“ wurde vermutlich erst zur NS-Zeit in Betrieb genommen, und nur damals betrieben, mit Feldbahnverbindung zu den Gusner Steinmetzhallen. Bezeichnend für die Quellenlage von DEST-Betrieben ist, dass einem sonst gut informierten Heimatforscher dazu 1997 nur bekannt war, „daß dort während der NS-Zeit durch Häftlinge Granitsteine abgebaut wurden“.⁷⁶

⁷³ Prinz 1997, S. 567; offizieller Baubeginn der zweiten Reichsbrücke war nicht zufällig am 26.2.1934 (knapp nach Ende der Februarkämpfe), feierliche Eröffnung am 10.10.1937; nach dem Einsturz von 1976 hieß es, die Baumängel (minderwertiger Beton, nicht durchdachte Umplanungen, etc.) hätten unter anderem deshalb nicht entdeckt werden können, weil die (zu schlanken) Pfeiler mit massivem Granit ummantelt gewesen seien (laut Wikipedia-Artikel „Reichsbrücke“; die Stahlteile wurden bei der Voest in Linz eingeschmolzen). Bei Poschacher 1939 (S. 23f.) wird jene Beteiligung vielleicht aus politischen Gründen verschwiegen: Der damalige Firmenchef legte darauf Wert, dass Poschacher schon 1934 den Ruf einer „Nazifirma“ gehabt habe, und in der Ständestaatszeit „während eines ganzen Jahres von Staatsbestellungen ganz ausgeschaltet“ gewesen sei – was nicht grundsätzlich gegen Lieferungen 1934-37 spricht; Prinz 1997 (ansonsten recht gut informiert) ist in Sachen Reichsbrücke nicht ganz eindeutig, aber doch deutlich genug hinsichtlich Gusen, unter der Überschrift „Das Schicksal der Gusner Steinbrüche“, was Verwechslung etwa mit den Brüchen der Gemeinde Wien in Mauthausen eher ausschließt; Ratzenböck 1989 nennt bei der „Auswahl“ auf S. 52 die Reichsbrücke nicht.

⁷⁴ Zitiert bei Prinz 1997, S. 564 (1914, wobei die eigentliche Quelle nicht ganz klar von den Zusätzen des Autors zu unterscheiden ist – gleich darauf folgt nämlich ohne Anführungszeichen oder Kursivschreibung ein Absatz über die NS-Zeit) bzw. 565 (1931).

⁷⁵ Hanisch/Schmid 1901, S. 54; laut Josef Stummer (zu ihm gleich mehr) sind jene Angaben von 1901 (die er natürlich genau kennt) oft unzuverlässig; dabei hätten vielfach Steinbruchbesitzer die besten Stücke eingeschickt, und der als Untersucher jenes Gesteins „Nr. 238“ genannte Hanisch sei wohl nie direkt dort gewesen; als einziger direkt oberösterreichischer Mitarbeiter wird dort ein Hallstätter Fachschullehrer genannt.

⁷⁶ Prinz 1997, S. 529 (dort „Pirchbauer“, in damaliger DEST-Lesart bzw. bei Maršalek 1987 „Pierbauer“); jener Autor (Johann Prinz) ist immerhin Sohn eines Steinmetzmeisters, der in der NS-Zeit in Gusen auch viel mit KZ-Häftlingen zu tun hatte, vgl. etwa Prinz 1997, S. 446f.; zur Feldbahn ebd., S. 564f.

KZ-Häftlinge mussten damals auch Verbindungsgleise von dort zu den beiden anderen Gusner Steinbruch-Bereichen bzw. zum Lagerkomplex errichten.⁷⁷

Hier ist außerdem der Wienergraben-Bruch zu nennen, der aber bei den folgenden geologisch-mineralogischen Erörterungen der Einfachheit halber bzw. mangels „KZ-mäßiger“ Treffsicherheit des Umfeldes außer Acht gelassen sei. Er ist ohnehin vom Kastenhofer- und Dirnberger-Bruch nur annähernd gleich weit entfernt wie von der Mauthausner Pfarrkirche.

Die Bezeichnung „**Mauthausner**“ oder auch „**Mauthausener Granit**“ ist sicher mit eine Ursache für die erwähnten Pauschalierungen, denn dabei geht es keineswegs nur um die Frage „Gusen oder Mauthausen“: Das beziehe sich „eben nur auf eine bestimmte Ausbildung, für die Mauthausen als Typusort gilt, keineswegs aber nur auf eine engere Gegend. Granite des gleichen Typs sind in der böhmischen Masse, also Böhmen, Mähren, Schlesien, Bayern weit verbreitet“, und waren „Träger des merkwürdigen Begriffes ‚steingrau‘.“ Etwa die Hälfte bis zwei Drittel jener „Mauthausner“ Granite sind laut Kieslinger nicht aus Oberösterreich.⁷⁸ In einer früheren Publikation definierte jener Geologieexperte den Mauthausner Granit als „Typus der mittelkörnigen Gesteine, vorwiegend blau“, mit Vorkommen wie „Mauthausen, Gusen, Perg, Schwertberg, Windegg usw. Neigt gelegentlich zum Rosten durch Pyritverwitterung (Schäden am Franzensdenkmal in der Wiener Hofburg).“⁷⁹

Entsprechende „Rostflecken“ können eher gelbliche Verfärbungen oder braune Flecke sein. Die entsprechenden Kristalle sind beim Abbau selten sichtbar und (nach technologischem Stand von 1951) nur schwer nachweisbar. „In oberösterreichischen Granitbrüchen, z. B. Neuhaus und Mauthausen, hat man die Beobachtung gemacht, daß besonders die an Quarzadern und sonstige Klüfte angrenzenden Gesteinsbereiche rostgefährdet sind.“⁸⁰ Derartige Veränderungen werden (nach verschiedenen materialeigenen und auch äußeren Umständen) oft erst nach Jahren bzw. (so laut

⁷⁷ Vgl. etwa Prinz 1997, S. 564f.

⁷⁸ Kieslinger 1972, S. 59f.

⁷⁹ Kieslinger 1951, S. 38

⁸⁰ Kieslinger 1951, S. 34f. (Zitat: 34) und dazu auch 22-23

Josef Stummer) auch Jahrzehnten sichtbar, nur unter speziellen Umständen schon nach einigen Monaten⁸¹ (mehr dazu gleich).

Das „blaugrau“ betrifft nur Tönung frisch gebrochenen „Mauthausner Granits“ – durch längere Verwitterung wird er licht bzw. eher weißlichgrau (so eine Schilderung von 1983); im Raum östlich von Linz befindet er sich oft in engem Verband mit (grobkörnigem) Weinsberger Granit, und sei wegen seiner relativ leichten Spaltbarkeit seit alters her ein beliebtes Material der Natursteinindustrie.⁸² Ab den 1970er Jahren erlangten dann speziell die Gusner Brüche in Mineralogenkreisen größere Berühmtheit: 1972 erwähnte Hermann Kohl für dortige Gesteinsklüfte eher beiläufig Pyritkrusten, ähnlich ein anderer Autor 1973⁸³. Als Kohl 1974 in einer Aufsatzreihe der Naturkundlichen Station der Stadt Linz die Pyrit- und Markasitfunde aus Gusen beschrieb, war ein besonders schöner Pyrit-Kluftbelag aus Gusen aber bereits Musterexemplar in der Sammlung der OÖ. Landesmuseen, und war schon 1969 in einer gemeinsamen Ausstellung mit dem Linzer Stadtmuseum namens „Der Boden von Linz“ einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert worden.⁸⁴ In den 1980ern folgten in den Gusner Granitbrüchen noch spektakulärere Funde schöner Kristallaggregate von Pyrit und Markasit, Stücke von überregionaler Bedeutung dann 1989, noch dazu mit einer Fülle sonstiger Funde, wie etwa fossilem Holz, Haifischzähnen, etc. – etliches, was Mineralogen bzw. Geologen glücklich macht⁸⁵, zugleich aber verständlicherweise das Baugewerbes erschreckt.

Die DEST galt also, wie das erwähnte Gedächtnisprotokoll Neweklowskys von 1957 erweist, als ein Granitlieferant für die Nibelungenbrücke neben 29 anderen Unternehmen unterschiedlicher Größe, inklusive Firmen im „Protektorat“, in Schlesien und in Oberfranken (Wunsiedel / Fichtelgebirge, wobei der von dort gelieferte „Granit“ genau genommen eher Diorit oder Syenit war⁸⁶; dass 40 Kilometer südlich von Wunsiedel das KZ Flossenbürg stand, war wirtschaftspolitisch

⁸¹ Vgl. etwa Grunenberg 2006

⁸² Peschel 1983, S. 30f., ebd. auch mit chemischer Analyse von 1964

⁸³ Zitiert bei Reiter 1999, S. 306 bzw. 349

⁸⁴ Kohl 1974-77, v.a. Folge 35, S. 3, Folge 37, S. 5-6 und Folge 38, S. 8 (Pyrit und Markasit haben dieselbe chemische Formel, sind aber auf andere Art gebildet). Reiter 1999 (S. 16) setzte den Beginn der (eigentlich) wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Pyritvorkommen im Gusner Granit aber wohl nicht ganz zu Unrecht mit „1973“ an.

⁸⁵ Vgl. etwa Gruber 2004 und Gruber 1995, S. 101, weiters etwa Reiter 1999, S. 19 und mehrere dort zitierte Publikationen der 1980er und 1990er Jahre.

⁸⁶ Kieslinger 1951, S. 50

kein Zufall). Im Oktober 1938 wurde zwar, um „geordnete Eingliederung der Ostmark in das Altreich zu ermöglichen, [...] ein Importverbot von Erzeugnissen aus Hartgestein in die Ostmark verfügt. Da aber die österreichischen Kapazitäten bald zu knapp wurden, sodaß Granit aus dem Bayerischen Wald und dem Fichtelgebirge, aus Böhmen und Schlesien importiert werden mußte, wurde dieser Markenschutz für die österr. Granitindustrie am 3.4.1939 wieder aufgehoben“⁸⁷ – gerade rechtzeitig, um noch entsprechende Lieferungen für die Nibelungenbrücke zu ermöglichen.

Da die überlieferten Archivalien nach aktuellem Kenntnisstand nicht weiter helfen, hier vorerst zu **gedruckten Erwähnungen von Herkunftsorten** des Materials von Brücke und Brückenkopfbauten (Nachforschungen in Archiven in Linz, München und Berlin brachten diesbezüglich ja, wie erwähnt, bisher keine Resultate).

Roderich Fick schrieb in einem **1941** veröffentlichten, 14-seitigen Aufsatz über den „neuen Brückenkopf in Linz“ mehrfach von verwendetem Material, aber in hier wenig brauchbarer Weise: „Die ganzen Erdgeschosse des Oberfinanzpräsidiums bis zum ersten Gesims sind aus einem sehr hellen, weißgrauen böhmischen Granit ausgeführt“ – laut der erwähnten Rekonstruktion Neweklowskys von 1957 betraf das (bei aller gebotenen Vorsicht hinsichtlich entsprechender Bezeichnungen) die beiden Lieferfirmen mit Prager Sitz.⁸⁸ Bei den dortigen Fenstergewänden und Gesimsen schreibt Fick nur allgemein von „Granit“, außerdem nennt er bei der Innenbeschreibung der „beiden Hauptbauten des Oberfinanzpräsidiums“ zwei spezielle Marmorsorten, die hier aber weniger relevant sind⁸⁹. Nichts schreibt er klarerweise über das Material der (nicht zu „seinem“ Bereich gehörenden) eigentlichen Brücke, aber auch nichts bei den an sich genaueren Schilderungen des (nie verwirklichten) Donauhotels und des (damals bereits im Bau befindlichen) Wasserstraßenamtes; mehr dazu später.

Mehrere Zuliefergegenden nennt **Kieslinger** in exemplarischer Weise **1951** in einem Handbuch für Baupraxis und Bildhauerei, keineswegs auf Vollständigkeit abzielend, vor allem an Gesteinsorten und deren Eigenschaften, und weniger an konkreten Steinbrüchen interessiert.

⁸⁷ Strasser/Stummer 1998, S. 194 nach Kieslinger 1972

⁸⁸ Fick 1941, S. 30 bzw. Neweklowsky 1957, S. 384

⁸⁹ Fick 1941, S. 32; dabei betont Fick übrigens besonders die unterirdische Verbindung der Bauteile West und Ost des Oberfinanzpräsidiums.

Aus grobkörnigem **Gmünder bzw. Eisgarner Granit** der Gegenden von Gmünd, Schrems und Hoheneich seien in Linz „Pfeiler der alten Donaubrücke und Teile der neuen Nibelungenbrücke“, ebenso wie die Pfeiler der „meisten Donaubrücken“ (vermutlich also auch zumindest große Teile der von Prinz 1997 mit Gusen in Verbindung gebrachten Reichsbrücke von 1934-37).⁹⁰ Wahrscheinlich auch für den Linzer Bedarf arbeitete ab Juli 1939 etwa der 1912 geborene Tscheche Josef im Gmünder Natursteinwerk – anfangs zwar kein Zwangsarbeiter im ÖVF-Sinne, sehr wohl aber dann während seiner Arbeit in Gmünd bis März 1945 dazu geworden (mehr zu jenem Problem in Teil 2); in einem Schremser Granitwerk arbeitete etwa der 1925 geborene Russe Nikolaj, allerdings erst ab März 1942 (also zumindest zu spät für die eigentliche Nibelungenbrücke).⁹¹

Aus **Mauthausner Granit der Region Mauthausen, Gusen, Perg, Schwertberg, Windegg etc. (Mauthausner Typus im engeren Sinne)** sind laut Kieslinger „Teile der Nibelungenbrücke“, ebenso von älteren Linzer Bauten Teile der Statthalterei, Portalgewände wie etwa des Kaufmännischen Vereinshauses, Säulen der Sparkasse, Schützensdenkmal, Hessendenkmal, Schlachthaus, Priesterseminar und Petrinum.⁹²

„Genau dem gleichen Granittypus“ (sprich: dem Mauthausner im engeren Sinne) gehören aber laut Kieslinger (der allerdings terminologisch mehrdeutig bleibt) auch Vorkommen wie bei Freistadt, Julbach und Aigen-Schlägl an, wobei er für **Freistädter Granit** (aus Florenthein / Gemeinde St. Oswald bei Freistadt, Steinwald / Gemeinde Sandl usw.) als Verwendungsbeispiele auch „Gewölbequader und Brüstung der Nibelungenbrücke“ nennt (soll wohl heißen: einen bedeutenden Teil davon), ebenso etwa Diesterwegschule und Arbeiterkammer.⁹³ Für zwei weitere Arten von „Mauthausner Graniten“ nennt Kieslinger die Nibelungenbrücke nicht, wohl aber etwa die Linzer Familienkirche (Findlingsgranit aus Poschlag bei Hohenfurth) und generell für Oberösterreich „mehrere Objekte der Autobahn“ und „Kriegerdenkmäler“ beim Granit aus **Aigen-Schlägl**.⁹⁴ Sehr wohl Granit aus dem Raum Schlägl nennt dann hier aber Kohl 1967, mehr dazu gleich.

⁹⁰ Kieslinger 1951, S. 37f.; aus jener Region nennt Neweklowsky 1957 zumindest 3 der 30 Granitlieferanten, mit einer Neubistritzer Firma aber praktisch vier; Kellermayr 2007, S. 22 nennt auch für dortigen Granit (aus Aalfang) „Rostflecken“, allerdings durch Eisen von dunklem Glimmer bzw. Biotit (vgl. Kieslinger 1951, S. 22).

⁹¹ Fälle CZ 98871 bzw. RF 85405

⁹² Kieslinger 1951, S. 38-39

⁹³ Kieslinger 1951, S. 39-40

⁹⁴ Kieslinger 1951, S. 40

Aus **Neuhauser Granit bzw. Plöcking** (einer bei spezieller – „gestockter“ – Bearbeitung üblicherweise besonders hellen Abart des Granites vom Typus Mauthausen im weiteren Sinne⁹⁵) sind laut Kieslinger ebenfalls auch die „Nibelungenbrücke zum Teil“, ebenso wie etwa Teile des Neuen Domes (bis hin zur Turmbekrönung mit den feinen Fialen), vor allem aber auch das „**Ladenhaus**“: Damit ist eindeutig das als einziger Urfahrner Teil des NS-Zeit-Brückenkopfes verwirklichte „Wohn- und Ladenhaus“ gemeint, ab 1940 unter der Ägide Eigrubers in seiner Funktion als Reichsstatthalter des Landes Oberdonau in der Bauherrenrolle errichtet. Die Kunsttopographie nennt für jenes Objekt **Hauptstraße 7-11** „Erdgeschoß mit durchgehenden Wandpfeilerarkaden aus Granit“, die Baubewilligung für die (damals hochmodernen) elektrischen Personenaufzüge sei 1942/43 erfolgt. Zu untersuchen wäre noch, wann die Granitarkaden gefertigt und nach Linz geliefert wurden – vermutlich doch schon eher 1941. Bei Werkstücken für jene Granitarkaden waren in Plöcking (Tonibruch) eher knapp nicht mehr direkt die erst ab 1942 für die Firma Poschacher tätigen vierzehn französischen Kriegsgefangenen beteiligt, die dann im Oktober 1944 laut Niederschrift des Firmenchefs zu irgendeinem Rüstungsbetrieb abkommandiert wurden (vielleicht nach Linz, was noch zu klären wäre).⁹⁶

Jene Franzosen waren zwar beim ÖVF nicht leistungsberechtigt, aber trotzdem eigentlich Zwangsarbeiter in weiterem Sinne (wenngleich nicht, wie erwähnt, im tradierten Verständnis der Firma Poschacher, und auch nicht im engen Sinne des ÖVF-Gesetzes – mehr dazu in Teil 2). Zumindest möglich ist bei jenem markanten Bau in direkter Nähe des Neuen Rathauses also Kriegsgefangenenarbeit in der Zulieferung durchaus; selbst wenn die Gefangenen im Tonibruch erst angekommen sein sollten, als die Werkstücke bereits in Linz waren – der Kontext ist, meines

⁹⁵ Auch im Raum Plöcking gibt es aber nicht nur den speziell hellen, fast weißlichen Granit von Mauthausener Typus, sondern vor allem in tieferen Schichten einzelner Bereiche auch härteres, „bläulicheres“ Material, das dem direkt in Mauthausen und Gusen gefördertem Granit näher kommt, von Experten wie Stummer aber trotzdem deutlich unterschieden werden kann (Strasser/Stummer 1998, S. 126).

⁹⁶ Kieslinger 1951, S. 40-41 bzw. Kunsttopographie III, S. 385-386, ebd. auch zu einem nicht verwirklichten Alternativprojekt Mauriz Balzareks von 1938 (im Häuserverzeichnis Amtskalender 1942 mit Stand von etwa November 1941 war der Bau, wenn ich das richtig interpretiere – mit Eigentümer Land Oberdonau – schon berücksichtigt, aber vermutlich erst Rohbau; auch da wäre der entsprechende Hausakt mit Eigentümererlaubnis einzusehen); Kriegsgefangene: Strasser/Stummer 1998, S. 198 (auch S. 182, mit missverständlicher Angabe über den Stillstand der Tätigkeit); im Juli 1944 betrug in Neuhaus/Plöcking der „Arbeiterstand“ der Firma Poschacher insgesamt 97, erst im März/April 1945 kam die dortige Produktion ganz zum Stillstand, und wurde im Juni 1945 wieder aufgenommen; zum Tonibruch v. a. Strasser/Stummer 1998, S. 110-112; zur Poschacher-Tätigkeit generell dort v. a. 176-184 (177: Turmbekrönung Neuer Dom, dazu genauer ebd. 209-214).

Erachtens, doch gegeben. „Tagezählerei“ (wenn etwa leider zwei Monate zu spät für die Ladenhaus-Blöcke angekommen) wäre da zwar nicht derart makaber wie die erwähnten statistisch-technische Überlegungen im Fall Laskowski / Kastenhoferbruch, aber doch auch irgendwie problematisch.

Eine dunklere Abart des „Typus Mauthausen“ ist der **Schärddinger Granit**, für den Kieslinger zwar auch Linzer Beispiele nennt, aber keine im hier fraglichen Bereich (mehr dazu aber gleich im Kontext der Beschreibung Kohls 1967).

Anders ist das bei einer anderen Art einschlägigen „Mischgranites“, dem teilweise roten **Landshaager Granit**, gebrochen gegenüber von Aschach an der Donau: Dazu nennt Kieslinger für die Nibelungenbrücke „etwa 200“ der dortigen Quader und „**Kaimauern** an vielen Anlegemauern der DDSG in Oberösterreich“. Für diese 200 von rund 18.000 Werkstücken waren zwei der dreißig genannten Lieferbetriebe zuständig: zum Teil auch Anton Poschacher (die Firma hatte um 1943 Aschach als einen von vier Produktionsorten) vor allem aber „Wasserstraßenamt Linz, Strombauleitung Aschach a. d. Donau“.⁹⁷ Ein Lokalaugenschein im Kaibereich wurde 2009 nur in einem kleinen Bereich vorgenommen, dort, wo gleich bei der DDSG-Anlegestelle eine Gedenktafel für eine Verunglückte von 1928 inmitten offenbar noch älterer Granitmauern „versteckt“ zu finden ist. Die in der NS-Zeit ergänzten Kaimauerbereiche vor allem weiter donauabwärts werden wohl zumindest teilweise ebenfalls aus Landshaager Material sein, jedenfalls kaum aus Gusner Granit (mehr dazu gleich bei Kohl 1967).

Kieslinger nennt schließlich hier noch den **Sarmingsteiner Granit**, eine „feinkörnige Abart des Typus Mauthausens“, die sehr beliebt für Brückenbauquader sei; Verwendungsbeispiel u.a. „Nibelungenbrücke zum Teil“, außerdem etwa das Ennskraftwerk Großraming, wo ja DEST bzw. SS mit einem KZ-Nebenlager die Hauptrolle spielten. Unter den 30 bei Neweklowsky genannten Lieferanten betrifft Sarmingstein „Leopold Strasser, Granitwerk Sarmingstein“, mit Bruch Gloxwald, der eigentlich zur Gemeinde Waldhausen gehört. Jenes Vorkommen wurde 1965 in einer besonders detaillierten chemischen und mineralogischen Analyse des „Mauthausener Granits“ als eines von vier Beispielen neben Mauthausen selbst, Plöcking und Schrems gewählt. Die 1810 begründete Sarmingsteiner Firma Strasser gehörte laut Industrie-Compass 1943 Franz Helbich – 1885 geborener Schwiegersohn Leopold

⁹⁷ Kieslinger 1951, S. 42 (und 24), Neweklowsky 1957, S. 384 bzw. Industrie-Compass 1943, S. 385 (Poschacher-Granitwerke: Mauthausen, Neuhaus, Aschach und Perg).

Strassers und Vater des 1926 geborenen Poschacher-Chefs Leopold Helbich, der seinerseits Schwiegersohn des 1967 verstorbenen Anton Poschacher bzw. Gatte von dessen Erbin Wilburgis wurde; die Familie heißt jetzt Helbich-Poschacher. Das KZ Mauthausen hatte zeitweise ein kleines Außenlager in Sarmingstein, rund 60 Mann als „Ladekommando“ – das Granitwerk Sarmingstein fehlt zwar in der im Mai 1945 provisorisch aufgestellten Liste von Firmen und Betrieben mit „größerem oder langdauerndem Häftlingseinsatz“, was hätte man dort aber sonst verladen sollen als Granit? Auch das bliebe noch näher zu untersuchen; von dort könnte also ebenfalls „KZ-Kontext“ zumindest beim Transport gegeben sein.⁹⁸

Die bisher genauesten (aber hier trotzdem gerade hier nur bedingt hilfreichen) Details zur Herkunft verschiedener Materialien im Brücken- und Brückenkopfbereich machte **1967 Hermann Kohl** im Rahmen einer sechsteiligen Serie über die Gesteine etlicher Linzer Bauten, 1965 bis 1969 im Publikationsorgan der Naturkundlichen Station der Stadt Linz „Apollo“ erschienen (und in den beiden jenen Zeitraum betreffenden Landesbibliographie-Bänden für nicht erwähnenswert erachtet, wohl auch deshalb meist übersehen).⁹⁹

Kohl war sich damals als umfassend tätiger Geologe dessen bewusst, kein spezieller Granitexperte zu sein, und zog deshalb für die einzelnen Teile jener Reihe Fachleute aus der Praxis heran. Im Falle von Brücke und Brückenkopf bekam er (laut Fußnote am Beginn) „wertvolle Auskünfte“ durch „**Steinmetzmeister B. Steller**“. Der ist aus der Neweklowsky-Liste von 1957 bekannt: Neben den 30 Granitlieferfirmen besorgten zwei weitere Firmen „Steinbearbeitungen“ ohne eigentliche Lieferung - Linser und Söhne (laut Industrie-Compass 1943 Bildhauer und Steinmetzmeister-

⁹⁸ Kieslinger 1951, S. 42, Neweklowsky 1951, S. 384, Industrie-Compass 1943, S. 387, Reiter 1999, S. 449 (zur Analyse Wolfram Richters von 1965) bzw. (zur Familie Helbich-Poschacher) Ratzenböck 1989, S. 17 und 40; zu Franz Helbich vgl. <http://gedbas.genealogy.net/datenblatt.jsp?nr=996263783> (von dort weiter auch übrige Verwandtschaft dokumentiert; der eigentlich namensgebende Leopold Strasser senior ist allerdings genau genommen wohl eigentlich der Vater von Franz Helbichs Schwiegervater Leopold Strasser junior).

⁹⁹ Kohl 1965-1969, v.a. Folge 10, S. 4-5 (auf 4 vom hier zitierten Text nur „Rustika“; übrige mit „Kohl 1967“ definierte Zitate der folgenden Absätze aus S. 5 jener Folge. Den Hinweis auf diese Serie verdanke ich Kellermayr 2005, S. 3; das Weglassen in der Oberösterreich-Bibliographie hat wohl auch damit zu tun, dass der für den Zeitraum ab 1966 zuständige Johannes Wunschheim dann einen Zehnjahresband bis 1975 zu bearbeiten hatte, wo die Auswahlkriterien noch strenger als sonst waren; immerhin nahm Wunschheim einzelne biographische Beiträge aus „Apollo“ in die gedruckten Landesbibliographien auf. Sein Nachfolger als Landesbibliograph, der Schreiber dieser Zeilen, berücksichtigt für die Zeit ab 2001 naturkundlichen Dinge landeskundlicher Relevanz weit stärker – was allerdings auch durch die verfügbare Online-Version auf www.oegeschichte.at via „Historische Bibliographie“ möglich ist (umfangreicher als die gedruckten Bände für 2001-2005 und 2006-2010).

Betrieb Josef Linser & Söhne in Friedhofstraße 26, also Urfahr) sowie „Benno Steller, Steinmetzmeister“, laut Industrie-Compass 1943 Lenaustraße 4, „Grabstein- u. Bausteinmetzarbeiten, Elektro-Schalt- und Möbelplatten“.

Benno Steller besaß laut Telefonbuch 1942 auch den Steinbruch Lärchenwald bei Kremsmünster, wo Kremsmünsterer Nagelfluh abgebaut wurde. Dieses Konglomerat ist laut Kieslinger in Linz bei „Sockel- und Fensterrahmen vieler neuerer Bauten“ zu finden (auch an der Hauptbahnhof-Fassade von 1934/36). Das 1959 errichtete Linzer Schillerdenkmal schuf Steller aus genau jenem Stein; jener Kohl-Gewährsmann ist in der Kunsttopographie weiters auch als Fassaden-Restaurator von Oberbank-Fassade am Hauptplatz 1956 und Restaurator des Hessendenkmals zu finden, auch als Verantwortlicher für einen stadtgeschichtlich speziell interessanten Konglomeratblock. 2005 erinnerte ein Autor auch an die Verdienste Stellers als „großer Mäzen der einschlägigen wissenschaftlichen Forschung“.¹⁰⁰

Steller war von Mai 1939 bis 1945 Obermeister der Steinmetzinnung Oberdonau, dann (offenbar wegen „politischer“ Belastung) erst ab 1950 Landesinnungsmeister für Oberösterreich, ab 1970 sogar Bundesinnungsmeister. Wenn er 1967 gegenüber Kohl die Brüche von Mauthausen und Gusen nicht direkt erwähnte (was sehr zu vermuten ist), hat das vielleicht mit Stellers Absetzung 1945 zu tun – da wurde er (à la Heinrich Gleißner) durch den früheren Ständestaatszeit-Innungsmeister ersetzt.¹⁰¹

Die „Rustikaarkaden des Erdgeschosses“ beider Brückenkopfgebäude, so Kohl 1967 offenbar gestützt auf Steller, seien „aus Mauthausener Granit“ (laut Aussage des gleich näher vorgestellten Granitexperten Stummer sicher nicht aus Gusen und offenbar auch nicht aus Mauthausen im engeren Sinne, also eben der erwähnte „Mauthausener Typus“). Für Kohl sind die dort „an der Straßenseite, im Durchgang und an den beiden Arkadenhöfen“ verlegten Platten aus Untersberger Marmor

¹⁰⁰ Kohl 1965-1969: Folge 10, S. 1; Neweklowsky 1957, S. 384; Industrie-Compass 1943, S. 384; Fernsprechbuch 1942, S. 44; Kunsttopographie II, S. 235 (Schillerdenkmal), Kunsttopographie I, S. 183 und 358 (Restauratorentätigkeiten, das 1928 errichtete Hessendenkmal ist laut Kieslinger 1951, S. 39, wie erwähnt, aus „Mauthausener Granit“) sowie Kunsttopographie III, S. 259 („Grundstein für das Brucknerhaus“ von 1950); 2005: Kellermayr 2005, S. 6; dort wird ein weiterer in Besitz Stellers befindlicher Steinbruch erwähnt (am Schwarzensee, Kalkstein), aber auch eine an die Zeit Stellers als Innungsmeister erinnernde Bank aus Kremsmünsterer Konglomerat gegenüber dem Landhaus in der Klosterstraße (die verschwand aber bei der Straßenumgestaltung 2008 – war zumindest im Juni 2009 dort nicht mehr auffindbar).

¹⁰¹ Innungskarriere laut Strasser/Stummer 1998, S. 85-86 (der Interims-Landesinnungsmeister von 1946-50, Architekt Karl Vornehm, war 1934-38 Obmann der „Steinmetzzunft Oberösterreich“, also definitiv ein Ständestaat-Anhänger, und 1938 in ähnlich ungünstiger Lage wie Steller 1945 (der Vergleich mit der Gleißner-Konstellation hinkt natürlich auch insofern, als Eigruber zum Glück kein Comeback mehr haben konnte; außerdem folgte ja Gleißner nicht direkt auf Eigruber).

sichtlich interessanter, ebenso die in den Finanzgebäude-Stiegenaufgängen zu findenden Bestände an Losensteiner Marmor: Der sei aus einem „längst stillgelegten alten Bruch im Ennstal“, wo für jenen Zweck „damals wieder neu abgebaut wurde“. Hier sei auf den im Mai 1930 geborenen Polen Jan verwiesen, der schon ab September 1940 (also im elften Lebensjahr) zwangsweise in Österreich war, zeitweise in den Linzer Lagern Spallerhof und Auhof, dann auswärts Straßenbau, aber auch Steinbruch-Tätigkeit bei Losenstein durchführen musste, sehr wahrscheinlich beim erwähnten Abbau.¹⁰²

Für die **Nibelungenbrücke** stellt **Kohl 1967** (in Anlehnung an Steller) fest: „Um die großen Flächen der Auffahrtsrampen, Widerlager und Pfeiler abwechslungsreicher zu gestalten“, seien „Granite in verschiedener Farbtönung vorgeschrieben“ gewesen. Weiters:

„Das nur gelegentlich von dunklen dioritischen Pflastern unterbrochene grobe Pflaster besteht aus einem gelblichgrauen, mittelkörnigen, für diese Verarbeitungen bestens geeigneten *schlesischen Granit*, die Brüstungen der Rampen aus dem heimischen *Feinkorngranit* vom Typus Mauthausen, der auch an anderen Stellen des Mühl- und Waldviertels abgebaut wird (Windhaag bei Freistadt, Plöcking, Perg, Gmünd usw.). An den grobgespitzten Quadern der Unterführung und der Rampen können wir neben den dunklen, graublauen Dioriten, *Titanitfleckengranit* aus dem oberen Mühlviertel (bis 1cm große, wie Briefumschläge aussehende braune Kristalle von Titanit in helleren Höfen dieses feinkörnigen Granites sichtbar), *Schärddinger Granit* mit den bis mehrere Zentimetern großen dunklen glimmerreichen Einschlüssen und den sehr schönen rötlichen *Migmatit* aus Landshaag bei Aschach feststellen, ein Mischgestein zwischen granitischem Magma und aufgeschmolzenem älterem Hüllgestein, das schwarze Hornblende führt und durch mehrere Zentimeter große rötliche Feldspate belebt wird. Außerdem sind immer auch einige Quader aus Wernsteiner *Cordieritgneis* (s. Apollo, Folge 2, VW-Vertretung) zu sehen.“

Dann empfiehlt Kohl den NutzerInnen seines „gesteinskundlichen Lehrpfades“ abschließend noch einen „Blick auf die aus „Adneter Rot“ hergestellte Hochwassertafel am Raiffeisenhof (früher Wassertor)“; der dortige Granit des späteren Heinrich-Gleißner-Hauses interessiert ihn überhaupt nicht – mehr dazu später. Vorerst zu den einzelnen Punkten jener Brücken-Passage, wo für den Autor damals ganz andere Interessen galten, als die hier relevanten:

Schlesischer Granit auf den (Gehsteig-)Pflastern: Der ist dort laut Aussage Josef Stummers keineswegs so dominant, wie in jener Passage suggeriert wird. Immerhin kommt in der Neweklowsky-Auflistung von 1957 eine schlesische Firma vor: „Vereinigte schlesische Granitwerke A.G., Breslau“, die also 1939/40 Granit nach

¹⁰² Fall PL U43239, erst im September 1946 nach Polen zurück; der Losensteiner Marmor wird außer bei Kohl 1967 auch bei Reiter 1999, S. 142 erwähnt (zitiert Aufsatz von 1851 mit Erwähnung eines damaligen Bruchs für roten Marmor „bei Losenstein am Trattenbach“, also offenbar im Gemeindegebiet von Ternberg).

Linz lieferte (allfälliger Kontext mit dem 1940 in Niederschlesien errichteten KZ Groß-Rosen und dem dortigen DEST-Granitwerk bliebe noch zu untersuchen).

Rund 250 Kilometer südwestlich von Breslau arbeitete übrigens ab Herbst 1940 ein junger polnischer Student als Sprengmeister-Assistent in einem Kalkstein-Bergwerk bei Krakau (Zakrzówek, heute mit Wasser aufgefülltes Erholungsgebiet), zweimal fünf Kilometer täglichen Fußmarsches von seiner Krakauer Wohnung entfernt. Nach einigen Monaten kam er 1941 zu einer Solvay-Niederlassung in derselben Region des „Generalgouvernements“, und konnte im Untergrund seine Studien freizeitmäßig heimlich fortsetzen (ähnlich wie damals in Linz bei den Eisenwerken Oberdonau zwangseingesetzte Budweiser Theologen). Dem Auslands-Zwangseinsatz entging **Karol Wojtyła** wegen jener „kriegswichtigen“ Heimat-Zwangseinsätze. Der spätere Papst Johannes Paul II. hätte aber durchaus entweder in einem schlesischen Granitbergwerk mit Lieferungen für die Nibelungenbrücke befasst sein können, oder aber auch etwa mit Chemiarbeit bei Solvay in Ebensee.¹⁰³

Was den von Kohl 1967 erwähnten „**feinkörnigen**“ Granit vom „Typus Mauthausen“ bei den Rampenbrüstungen betrifft: der kann laut Kieslinger und auch laut persönlicher Auskunft Stummers nicht aus Mauthausen oder Gusen sein, sondern entweder aus **Sarmingstein** oder aus der Schremser Gegend – beide Regionen wurden bereits oben behandelt, bei Sarmingstein gibt es die erwähnten Indizien für dortige Involvierung eines „Ladekommandos“ von Mauthausener KZ-Häftlingen (kann aber momentan noch nicht bewiesen werden).¹⁰⁴

Der von Kohl 1967 erwähnte „**Titanfleckengranit**“ bei Unterführungen und Rampen ist laut sonstiger geologischer Literatur aus dem Raum **Schlägl**. Kieslinger nennt 1951 für dort, wie erwähnt, allgemein oberösterreichische Autobahn-Objekte und Kriegerdenkmäler. Laut einer Publikation von 1976 betrifft das vor allem die Steinbrüche Kastner bei Schlägl und den Löfflerbruch bei Julbach. Auf der Neweklowsky-Liste scheinen aus dem Raum Aigen-Schlägl vier Betriebe direkt auf, aber auch „Johann Kastner, Steinmetzmeister, Neuhaus a.d.Donau“, der laut Industrie-Compass 1943 einen Granitbruch in Plöcking hatte (seine Firma pachtete

¹⁰³ Vgl. Neweklowsky 1957, S. 384 sowie Rafetseder 2007, S. 346f. (auch zu den Budweiser Seminaristen, inklusive späterem Generalvikar) und S. 571.

¹⁰⁴ Vgl. Kieslinger 1951, S. 42-43; generelle Zuschreibung von „Feinkörnigkeit“ ist für „Type Mauthausen“ falsch, eine entsprechende Passage bei Kellermayr 2007, S. 22 ist missverständlich; der „Mauthausener Granit“ der Gegend von Gusen und Mauthausen ist definitiv im „mittelkörnigen“ Bereich.

1946/49 drei Granitbrüche in Schlägl und Aigen und kaufte sie 1957, einer davon ist der 1976 genannte Schlägler Bruch, 1974 ging die Firma in Konkurs).¹⁰⁵

Der 1923 geborene Tscheche Jan arbeitete für jenen „Jan Kastner“ von Oktober 1940 bis 24.10.1944 im „Steinbruch Kleinzell“ (der Plöckinger Kastnerbruch gehört zur politischen Gemeinde Kleinzell), hatte ziemlich sicher irgendwann auch mit Steinen für Linz zu tun, und war zumindest ab etwa 1942 als Zwangsarbeiter im ÖVF-Sinne einzustufen. Interessant ist auch das offenbar aus einem Versicherungsbeleg stammende Enddatum: Er war also noch im Oktober 1944 in der Granitproduktion tätig. Aus der Literatur ist sogar bekannt, wer für Jan, drei andere böhmische Steinmetze und die einheimischen Kastner-MitarbeiterInnen zu jener Zeit gekocht hat: Die 1902 geborene, 1998 noch lebende „Haißen Resl“ Theresia Pichler, vor der NS-Zeit auch fünfzehn Jahre direkt in der Felswand und bei der Verladestation Neuhaus für Kastner als Hilfsarbeiterin beschäftigt (und Gattin eines Kastner-Sprengmeisters).¹⁰⁶

Der von Kohl 1967 erwähnte **Schärdinger Granit** wird von Kieslinger 1951 nicht ausdrücklich für den Nibelungenbrücken- oder Brückenkopfbereich erwähnt, ist aber 1957 in der Neweklowsky-Liste durch die Firma August Kapsreiter und die Schärdinger Granit-Industrie GmbH repräsentiert. Kapsreiter hatte damals Werke in Allerding, Gopperding, Schärding, Wernstein, Bubing, Ach und Neuhaus am Inn – also auch in Bayern. Inhaber der seit 1862 bestehenden Firma war laut Industrie-Compass 1943 Gustav Kapsreiter, man lieferte neben Werksteinen auch Schotter.¹⁰⁷

Für die 1935 gegründete Schärdinger Granitindustrie-Ges.m.b.H. musste von 1942 bis Mai 1945 die Polin Maria arbeiten – geboren 1916 im damals „österreichischen“ Auschwitz, auch danach in Oswiecim wohnhaft (der bei ihrer Geburt noch lebende und für sie anfangs „zuständige“ Kaiser Franz Joseph war ja auch Herzog von Auschwitz). Ihre Tochter Zofia wurde 1942 in Schärding geboren. Für Kapsreiter ist Steinbruch-Zwangsarbeit des 1921 geborenen Polen Piotr von September 1941 bis September 1943 nachweisbar. Für eine der beiden genannten Firmen baute der 1917

¹⁰⁵ Vgl. Kieslinger 1951, S. 40 und Reiter 1999, v.a. S. 420f. (zitiert Publikation von F. Pröll 1976); zur Firma Johann Kastner v. a. Strasser/Stummer 1998, S. 104-106 und 185-190 (S. 189 zum Kastner-Standort Schlägl, anscheinend der Bruch in Natschlag).

¹⁰⁶ Jan: Fall CZ 15934; zu Theresia Pichler (die natürlich keine Zwangsarbeiterin war): Strasser/Stummer 1998, S. 312

¹⁰⁷ Kieslinger 1951, S. 41f., Neweklowsky 1957, S. 384, Industrie-Compass 1943, S. 387f.

geborene Ukrainer Mikola laut Eigenangaben erst ab April 1944 bis Kriegsende Granit bei Schärding ab.¹⁰⁸

Der bei Kohl 1967 erwähnte **Landshaager** Migmatit wurde oben bereits genannt; den **Wernsteiner** Cordieritgneis lieferte wohl die erwähnte Schärddinger Firma Kapsreiter– der erwähnte Pole Piotr hatte zwar nicht mehr direkt mit Lieferungen für den Brückenbau zu tun, wohl aber ziemlich sicher irgendwann trotzdem auch mit nach Linz geliefertem Granit. Der Absatz Kohls über die **Landshaager** Gesteine taucht in erweiterter Form 1975 in einem Heimatbuch der territorial eigentlich zuständigen Gemeinde auf: Jene Übergangsgesteinsart an einer unscharfen Grenze zwischen Granit und Gneis habe sehr rasch wechselndes Aussehen, könne neben rötlichen Feldspaten auch braune Titanite enthalten, und werde „bei Landshaag in den Brüchen der Strombauleitung für Uferbefestigungen abgebaut“; Material aus speziell „rötlich gesprenkelten Felspartien“ verwende man gerne für Bauten: „Beispiele dafür bieten die zwischen verschiedenen grauen Graniten zur Belebung der Flächen eingesetzten Quader an den Brückenköpfen der Nibelungenbrücke in Linz“ und der Sarkophag Präsident Karl Renners in Wien. Der Landshaager Betrieb der Poschacher Granitwerke war 1975 offenbar nicht mehr in Betrieb, schien aber etwa im Gewerbeadressbuch 1942/43 auf (unter Aschach an der Donau; dieser und der Strombauleitungs-Bruch waren aber offenbar im Bereich der Gemeinde Feldkirchen an der Donau am linken Donauufer).¹⁰⁹

Soweit vorerst einmal aus Publikationen (und aus ÖVF-Material) zu gewinnende Erkenntnisse, immer mit Bedacht auf die Frage, welche Arbeitskräfte anderswo bei Firmen tätig waren, die zum Bau des Linzer Brücken- und Brückenkopfbaus Material lieferten. Wichtige zusätzliche Informationen wurden durch einen bereits mehrfach erwähnten Gewährsmann dankenswerterweise geliefert:

Der momentan wohl beste verfügbare Experte für Mühlviertler Granit (mit praxisorientiertem Überblick auch weit darüber hinaus) ist der Steinmetzmeister, Technische Rat (und mittlerweile auch Konsulent für Volksbildung und Heimatpflege) **Josef Stummer**: Geboren 1931, ab 1946 einer der ersten nach dem

¹⁰⁸ ÖVF-Fälle PL 084673 und PL 052110 (Maria erhielt für die Geburt einen Zuschlag von 5000 Schilling, die Tochter Zofia erhielt, analog zur Mutter, eine Zahlung der „Industrie“-Kategorie) sowie PL 09241 bzw. UA 41641

¹⁰⁹ Kohl 1975, S. 15

Krieg bei Poschacher in Neuhaus eingestellten Lehrlinge, damals im gleichen Alter wie der oben erwähnte Waldviertler Otto 1942 in Gusen, aber unter ganz anderen Vorzeichen. 1955 absolvierte Stummer die Bauhandwerkerschule Hallein¹¹⁰, und war dann zunehmend wichtigerer Mitarbeiter nicht nur in den eigentlichen Produktionsbereichen Neuhaus und Gusen, sondern auch bei der ab 1963 anlaufenden Steinverarbeitung in Gusen (für Steine aus verschiedensten Gegenden), wo Poschacher ab 1968 auch Marmorsorten aus aller Welt bearbeiten ließ (ab 1959 hatte Poschacher übrigens türkische Gastarbeiter). In den 1980er Jahren war Stummer auch ganz wesentlich bei der Neugestaltung des Bereichs zwischen Neuem Rathaus und Nibelungenbrücke tätig (also ähnlich zu bewerten wie Kohls erwähnter Gewährsmann für die NS-Zeit, Benno Steller). Seit seiner Pensionierung gibt Stummer sein enormes Wissen als Heimatforscher weiter, und ist auch ab 1996/97 Beirat der „Erlebniswelt Granit Neuhaus-Plöcking“.¹¹¹

Bei einer im Auftrag des Archivs der Stadt Linz von Frau Claudia Voglmayr-Zünd auch auf Film dokumentierten, umfassenden **Begehung des ganzen Brückenkopfbereichs** mit dem Schreiber dieser Zeilen am 23. April 2009¹¹² demonstrierte Stummer die Unterschiede von alten und neuen Bearbeitungsmethoden (gut vergleichbar etwa im Bereich der Anbindung von Neuem Rathaus an den alten Brückenbereich), aber auch die in unterschiedlichem Ausmaße mögliche Unterscheidung einzelner Herkunftsorte des sichtbaren Materials. Ihm zufolge sind noch mindestens 80 Prozent der vorhandenen Gehsteig-Platten auf den eigentlichen Brückengehsteigen bzw. eher noch mehr aus der Erbauungszeit, und zwar dort offenbar ohne Gusner Granit.

Gezielt wurde vor allem nach Granit mit laut Stummer charakteristischen Merkmalen für die beiden großen Brüche bei Gusen gesucht, da nur dort weitestgehend KZ-

¹¹⁰ Vgl. Strasser/Stummer 1998, S. 243, Gruppenbild mit fünf anderen engen Verwandten und – wie er – Poschacher-MitarbeiterInnen bei Ratzenböck 1989, S. 43.

¹¹¹ Zu seinen Publikationen vgl. etwa Stummer/Strasser 1998 und Stummer 1995, als wichtiger Berater auch etwa genannt bei Prinz 1998; im November 2006 wurde er (aus Anlass der Eröffnung des Gemeindearchivs von St. Martin im Mühlkreis) zum Konsulenten ernannt (vgl. etwa Oberösterreichische Gemeindezeitung 2006, F. 12, S. 358).

¹¹² Begehung in Begleitung von Sebastian Markt, der mit Stummer und mit der Filmemacherin Hito Steyerl für das Projekt „Unter Uns“ Ende 2008 bereits eine ähnliche Begehung gemacht hatte (Ausschnitte daraus waren 2009 in der Installation im ehemaligen Oberfinanzpräsidium zu sehen, die entsprechenden Filme liegen auf DVD auch im Archiv der Stadt Linz); die beiden nunmehr interessant gewordenen Gleißner-Haus-Fronten wurden damals nicht genauer besichtigt, da ging es dort primär um das Finanzpräsidium und um die Badgassen-Seite; Sebastian Markt war aus persönlichem Interesse auch bei der zweiten Begegnung dabei, außerdem holte er auch am 23.4.2009 Josef Stummer mit dem Auto aus Mauthausen ab und brachte ihn wieder zurück.

Beteiligung eine eindeutige Rolle spielte (mit den geschilderten Einschränkungen, also der anfänglich „zivilen“ Phase und dem auch später in unterschiedlichem Ausmaß gegebenen Anteil von Nicht-KZlern). Leider war es dabei nicht möglich, die Pfeiler genauer zu besichtigen – da wären vermutlich am ehesten mehrere Blöcke zu identifizieren gewesen; auch die Rampen und Unterführungen wurden nur eher stichprobenartig untersucht.

Mit einiger Sicherheit konnte Josef Stummer aber dann doch an einer bestimmten Stelle Granit mit technischen Merkmalen alter Bearbeitungsmethoden (sprich: typisch nur bis in die 1940er Jahre) und mit spezifischen Merkmalen von Granit aus Gusen entsprechenden Verwitterungsalters identifizieren (wobei Verwitterung eben auch generelle Farbänderungen bringt): Mittelkörnige Werkstücke spezifischer Graufärbung und mit offenbar erst lange nach der Verbauung sichtbar gewordenen „Rostflecken“ durch Pyriteinlagerungen, die zum Zeitpunkt der Anbringung offenbar noch lange nicht erkennbar waren. (Mittelkörnig und grau sind hier nur Hilfsausdrücke für schwer definierbare Merkmale, die eben Experten wie Stummer über allgemein übliche Begrifflichkeiten hinaus unterscheiden können). Dabei handelt es sich um den hohen Sockelbereich bzw. wegen des Geländeabfalls zur Donau hin nötigen Unterbau des heutigen **Heinrich Gleißner Hauses** im Norden und Westen, Hauptadresse **Obere Donaulände 7-9** (zugleich auch Badgasse 14 sowie Hofberg 1 und 3). (In der Literatur ist oft „Gleissner“ zu finden, was aber eben eigentlich falsch ist, auch wenn es, bedingt durch die Großbuchstaben, so am Haus selbst steht).

Der Architekt Roderich Fick schrieb 1941 jenem damals im Bau befindlichem „**Wasserstraßenamt**“ eine „wichtige städtebauliche Funktion“ als räumlicher „Abschluß des Brückenkopfs nach Westen“ zu, „gleichzeitig die Überleitung zur alten oberen Donaulände“ übernehmend, in eigener Größe und Lage zugleich auch Oberfinanzpräsidium und „darüber die Burg maßstäblich richtig zur Geltung“ zu bringen. Genannt werden auch diverse einzelne äußere und innere Elemente des Gebäudes, vom Pegelturm bis hin zu Hausmeisterwohnung und Fahrzeuggaragen – aber kein Wort zum Material, vielleicht aus schlechtem Gewissen?¹¹³

Der Bau war offenbar sekundär gegenüber den beiden zentralen Brückenkopfbauten, als quasi zweite Baustufe (aber noch vor dem nie verwirklichten Donauhotel an der

¹¹³ Fick 1941, S. 36 und 38 (auf S. 37 ist eine Innenansicht aus dem nie verwirklichten Donauhotel)

Ostseite). Laut Auskunft von Sebastian Markt gibt es in Münchner bzw. Berliner Archiven diverse Änderungspläne dazu von 1942/43, die den damals unfertigen Status des Baus zeigen. Das ist natürlich wichtig für die zeitliche Einschätzung der Gestaltung des erwähnten Unterbaus an Nord- und Westfront, die hier vorerst provisorisch nur grob mit 1941/42 geschätzt seien.

Obere Donaulände 7, Badgasse 14 und 16 sowie Hofberg 3 waren Ende 1939 laut Adressbuch 1940 angeblich noch bewohnt (während die früheren Häuser im Bereich der beiden Finanzpräsidiums-Bauteile als „demoliert“ deklariert werden). Laut Amtskalender 1942 mit Stand November 1941 fehlen jene Hausnummern dann völlig. Hier wäre es nötig, sich – nebst Grundbucheinsicht – vom Eigentümer die Erlaubnis zur Einsicht in den Hausakt zu holen (wie das Sebastian Markt für das „Unter Uns“-Kulturhauptstadtprojekt mit Erlaubnis der BIG bzw. Bundesimmobiliengesellschaft bei den zentralen Brückenkopfbauten machte).

Eine Publikation von 1965 erwähnt für den damaligen „**Raiffeisenhof**“ (also für das spätere Heinrich Gleißner Haus) immerhin das östliche Granitportal, eine Raiffeisenbüste im Flur und die 1954 an der Donauseite angebrachte Gedenktafel an das Hochwasser von 1501. Ein Absatz über das „Adneter Rot“ jener Marmortafel findet sich auch, wie oben erwähnt, 1967 bei Kohl; der Granit der Sockelzone hatte damals anscheinend noch keine auffälligen Oxidationsspuren, denn das hätte den Vollblutgeologen Kohl sicher interessiert.¹¹⁴ Die von Stummer klar identifizierten Pyrit-Oxidationsspuren samt gelblichen Verfärbungen sind ihm zufolge (laut zusätzlicher telefonischer Befragung) offenbar lange nach Verbauung so deutlich sichtbar geworden – in dem Fall anscheinend eben erst nach 1967 bzw. mehr als 25 Jahre nach der Verbauung. Das ist technisch offenbar durchaus plausibel (wobei auch zusätzlich damals immer stärker werdende Umweltbelastung durch Industrie- und Autoabgase eine Rolle spielen könnte).

Die Kunsttopographie von 1977 erwähnt den „Raiffeisenhof“ zwar laut Register auf zehn Seiten, aber zumeist als Eindringling in die alten Baustrukturen unter „abgekommene Bauten“. Die immerhin relativ eingehende Würdigung des Gebäudes selbst erwähnt auch das Granitportal im Osten, den „Unterbau“ ohne Materialhinweis, schreibt dann aber (verständlicherweise) besonders detailliert zur Hochwassertafel von 1501. Der ganze Bau sei „in neoklassizistischen Formen

¹¹⁴ Wacha/Höss 1966, S. 397 bzw. Kohl 1965-69, F. 10, S. 5

errichtet“, und (offenbar positiv gesehenes) „Beispiel nationalsozialistischer Architektur unter versuchter Berücksichtigung städtebaulicher Maßstäbe der Altstadt“. ¹¹⁵ Laut Dehio Linz von 2009 sei das Wasserstraßenamtsgebäude „1939/42 (1940?)“ errichtet worden, wobei aber laut den erwähnten Archivrecherchen von Sebastian Markt noch 1943 eindeutig Bauarbeiten stattfanden. Immerhin wird in jenem Dehio-Band das „steingequaderte Erd- bzw. Sockelgeschoß“ des Heinrich-Gleißner-Hauses erwähnt ¹¹⁶. Laut Linzer Adressbuch 1978/79 gehörte das Gebäude um 1978 übrigens dem Oö. Bauern- und Kleinhäuslerbund, also einer ÖVP-Teilorganisation.

Im Unterschied zu den beiden „eigentlichen“, in öffentlich-amtlichem Besitz befindlichen Brückenkopfbauten Oberfinanzpräsidium Ost und West war der Raiffeisenhof nicht automatisch denkmalgeschützt. Das führte zu einem „Streit um Hitlers Erbe im Zentrum von Linz“ anlässlich der Diskussionen rund um Umbaupläne der Kunstuniversität, so eine Zeitungsmeldung im Februar 2009: Laut jener Meldung lehnten Bürgermeister Dobusch und Planungsstadtrat Luger „den Denkmalschutz ab“, auch weil der Gleichheitsgrundsatz dabei verletzt werde: Die Denkmalschützer würden „Architektur des Massenmordes verteidigen“, denn „das ebenfalls in der NS-Ära errichtete ehemalige Wasserstraßenamt (heute als Gleißner-Haus Sitz der VP-Landeszentrale) sei nicht so strikt denkmalgeschützt wie die großen Brückenkopfbauten. Dazu „Denkmalschutz-Chef Lipp: Im Gleißner-Haus wurde früher im Gegensatz zu den Brückenkopfgebäuden leider schon so viel umgebaut, dass nun nicht mehr so viel Schützenswertes vorhanden ist.“ ¹¹⁷

In der Argumentation für die Ablehnung von Umbauten für die Kunstuniversität war seitens des Denkmalamtes auch der persönliche Eingriff Hitlers in die Planungen als Schutzbegründung mit angeführt worden; Kritik daran wurde damals mit dem Hinweis zurückgewiesen, jener Eingriff Hitlers sei „eine historische Tatsache, aber bei Weitem nicht die einzige Begründung für den Denkmalschutz“ – aber eben damals offenbar doch auch. ¹¹⁸

¹¹⁵ Kunsttopographie I, S. 302-303

¹¹⁶ Dehio Linz 2009, S. 134

¹¹⁷ OÖ Nachrichten, 18.2.2009 (Beitrag von Erhard Gstöttner, auch im Online-archiv auf www.nachrichten.at zu finden).

¹¹⁸ Wie Anm. 117; vgl. dazu auch ebd. in derselben Ausgabe damals Interview von Erhard Gstöttner mit Wilfried Lipp unter dem Titel: Nazi-Bauten: „Auch unbequeme Dokumente sind zu erhalten“, dieses Interview auch online verfügbar via www.nachrichten.at bzw. auch seitens des Bundesdenkmalamtes noch im Februar 2014 verlinkt von <http://www.bda.at/text/136/816/13826>

Ergänzung 2014: Eine städtische Presseaussendung vom 30.12.2013 meldete, dass die Unterschutzstellung des Ensembles „Nibelungenbrücke mit den beiden Brückenkopfgebäuden Ost und West“ von 2008 durch einen neuen Bescheid des Bundesdenkmalamtes vom Dezember 2013 teilweise aufgehoben wurde. Dem Einspruch der Stadt Linz hinsichtlich des Inneren des vierten Obergeschoßes und des Dachgeschoßes wurde Folge geleistet, und auch die von der Stadt geplante Verbreiterung der Nibelungenbrücke wurde akzeptiert. Dazu Bürgermeister Luger: „Ich bin überzeugt, dass in den nun von der Unterschutzstellung ausgenommenen Teilen gestalterische Interventionen möglich sind, die bewusst mit der nationalsozialistischen Architektur brechen. Dadurch eröffnen sich nicht nur Wege für eine kritische Reflexion der nationalsozialistischen Herrschaft, sondern auch sensible und zugleich sinnvolle Nachnutzungen“.¹¹⁹

Gegen eine irgendwo in Nachbarschaft der Hochwassertafel von 1501 angebrachte Tafel über die offensichtliche Herkunft des Granits an der Basis des Heinrich Gleißner Hauses kann es aber jedenfalls wohl keine denkmalschutzmäßige Bedenken geben. Es gibt in Linz topographisch deutlich schlechter fundierte Gedenktafeln in Linz, als es da der Fall wäre¹²⁰. Dabei wäre gegebenenfalls daran zu erinnern, dass das über jener granitverkleideten Basis errichtete Gebäude ja immerhin nach einem KZ-Insassen von 1939/40 benannt ist, und es kamen ja viele Häftlinge via Dachau oder Buchenwald (in beiden KZs war Gleißner inhaftiert) nach Gusen. Auch ein Hinweis auf den erwähnten Krakauer Steinbruch-Zwangsarbeiter Karol Wojtyła und die schlesischen Nibelungenbrücken-Platten wäre da als Entscheidungshilfe brauchbar.¹²¹

Der Mauthausner Lagerkommandant Franz Ziereis ließ sich einst von der oben (S. 14-17) geschilderten Häftlingswerkstatt im KZ Gusen ein liegendes Reh in Lebensgröße für seinen St. Georgener Villengarten anfertigen. Lehrlingsausbildner Johann Prinz ließ das durch einen polnischen Bildhauer erledigen, der dort (als KZ-

¹¹⁹ „Brückenkopfgebäude: Bundesdenkmalamt folgt Einspruch der Stadt Linz“, online verfügbar auf http://www.linz.at/presse/2013/201312_71661.asp (Da geht es um die geplante Hinzufügung von Baukörpern oben auf den Brückenkopfbauten nach Entwürfen von Adolf Krischanitz, der 2009 einen entsprechenden Wettbewerb gewonnen hatte; vgl. übrigens Rafetseder 2007, S. 114 zu etlichen Zwangsarbeitern namens Adolf, mit Erwähnung der statistischen „Adolfkurve“).

¹²⁰ Hier sei etwa auf die Gedenktafel an der Stelle des angeblichen Pfarrplatz-Geburtshauses der Marianne Willemer verwiesen, die wohl eher in Urfahr geboren wurde- vgl. dazu etwa <http://www.linz.at/archiv/denkmal/default.asp?action=denkmaldetail&id=1416> (Text vom Archiv der Stadt Linz).

¹²¹ Vgl. oben, S. 29f.

Häftling) eingeschult wurde. Das Kunstwerk steht jetzt (mittlerweile samt den Sachverhalt erläuternder Inschrifttafel) vor dem Gemeindeamt von Mauthausen. Anlässlich einer Lagerbefreiungsfeier in Gusen wurde vor einigen Jahren durch die dort anwesende Gattin des mittlerweile verstorbenen Künstlers dessen Namen bekannt – Stanislaus Krzekotowski aus Poznan.¹²²

Es ist aber ein absoluter Ausnahmefall, dass von einem im KZ-Kontext entstandenen Werkstück bekannt ist, wer genau das bearbeitet hat. Manche Steinbruch-Arbeiter mit KZ-Häftlingsstatus starben anscheinend, ohne dass ein von ihnen abgebauter Stein fertig bearbeitet in Linz landen konnte – so der erwähnte Pfarrer Wlodzimierz Laskowski, der sechs Tage nach Ankunft in Gusen ermordet wurde, und vorher im Steinbruch eher außerhalb des eigentlichen Produktionsprozesses schikaniert wurde. Selbst bei einigermaßen klar Gusen zuordenbaren Blöcken ist vor allem beim besonders frühen, engeren Brückenbereich ein gewisses Ausmaß an Werkstücken zu bedenken, wo auch beim direkten Abbau noch primär oder zumindest viel „freie“ Arbeit dabei war – diese Blöcke wird man aber nicht mehr von denen unterscheiden können, wo definitiv am Beginn der Einsatz von KZ-Häftlingen gestanden sein muss; das betrifft aber sicher einen Großteil aller Gusner Blöcke.

Wie erwähnt, waren Anfang 1939 in Gusen für die DEST neben 375 Häftlingen immerhin noch 171 zivile (damals also wohl noch durchwegs „freie“) Arbeitskräfte tätig. Neben Fällen wie dem oben (S. 13f.) erwähnten polnischen KZ-Häftling Jozef C. der ab Juni 1942 im Gusner Steinbruch arbeitete, sind hier aber auch etwa Frauen wie seine oben (S. 13) erwähnte Landsfrau (und spätere Österreicherin) Maria zu bedenken: Sie war weder direkt im Steinbruch noch im Steinbearbeitungsbereich, musste aber ab Mai 1940 ohne KZ-Status, als „normale“ polnische Zwangsarbeiterin im Gusner DEST-Komplex in Küche und Waschküche arbeiten; für den Linzer Brückenkopf ist sie indirekt eigentlich genauso relevant.

Aber ungeachtet des relativ geringen Anteils der DEST-Produktion am Gesamtvolumen von Brücken- und Brückenkopf-Bauten: Insgesamt ist es aus historischer und vor allem geschichtspolitischer Sicht gerade aus dem Blickwinkel des Versöhnungsfonds-Historikers (bzw. Schreibers dieser Zeilen) durchaus legitim, beim Linzer Brücken- und Brückenkopf-Bereich von KZ-Kontext zu sprechen,

¹²² Prinz 1997, S. 446; bei Dobosiewicz 2006, S. 94 offenbar irrtümlich „Karl Prinz“ (laut jenem Autor, selbst polnischer Gusen-Häftling, hätten übrigens „die meisten österreichischen Meister Mitleid mit den Häftlingen“ gehabt- so ebd., S. 94). Abbildung samt Inschrift-Text auf <http://www.bilderreise.net/2013/03/07/kurzer-fotospaziergang-durch-mauthausen-mauthausen-4/>

wenngleich unter den hier geschilderten Vorbehalten. Die Ergebnisse von KZ-Arbeit wären aber künftig auch weit abseits von Brücke und Brückenkopfbereich zu suchen – also etwa ziemlich sicher in der ehemaligen SS-Kaserne Ebelsberg¹²³, aber auch in den Wohnsiedlungen, die leider, und zwar nicht nur im „Volksmund“, üblicherweise immer noch „Hitlerbauten“¹²⁴ genannt werden.

Dabei kann sich der Schreiber dieser Zeilen auf den 2011 verstorbenen Doyen der oberösterreichischen Zeitgeschichtsforschung berufen (was gerade in Hinblick auf das Heinrich Gleißner Haus und eine dort allenfalls zu empfehlende Gedenktafel sehr relevant ist): Direkt im Anschluss an einem Bericht über die Gründung des Konzentrationslagers Mauthausen durch SS bzw. DEST im Kontext der Granitbrüche von Gusen und Mauthausen konstatierte Harry Slapnicka schon 1998, auf ein breites Publikum abzielend, dabei allerdings aus streng wissenschaftlich-kritischer Sicht etwas übertrieben pauschalierend: „Im übrigen haben sich in Linz ein paar Beispiele dieser von der SS betriebenen Steine-Beschaffungsaktion erhalten: die großen Granitplatten rings um die Nibelungenbrücke und die Brückenkopfgebäude“.¹²⁵

¹²³ Nichts zum Thema Materialherkunft etwa im entsprechenden Abschnitt bei Manfred Carrington - Andreas Reiter (Red.): Der Süden von Linz. Vergangenheit und Gegenwart der Ortschaften Ebelsberg, Mönchgraben, Pichling, Posch, Ufer, Wambach. - Linz 2007, S. 387-391 (Text von Othmar Rittenschober, dann ausführlich unter dem Titel: Die Hillerkaserne in Linz-Ebelsberg, 1938 bis 1951 unter deutscher und amerikanischer Verwaltung. Folgen I bis III; in: Pallasch. Zeitschrift für Militärgeschichte. Organ der österreichischen Gesellschaft für Heereskunde 33, 2010, S. 83-100; 34, 2010, S. 145-166; 38, 2011, S. 111-121). Der oben (S. 12) erwähnte Hinweis bei Haunschmied u.a. 2007 auf den Kontext von DEST-Granit und SS-Kaserne Ebelsberg scheint aber zuverlässig zu sein.

¹²⁴ Dort wurde aber „billiger“ als im erwähnten Ladenhaus an der Hauptstraße gebaut: Was an repräsentativen Arkaden und Portalen dort aus Neuhauser Granit hergestellt wurde, besteht etwa in der Harbachsiedlung, wie ein Augenschein des Schreibers dieser Zeilen ergab, offenbar aus Konglomerat wie Kremsmünsterer Nagelfluh (so auch Reinhold 1991); irgendwo wird aber vielleicht auch in damaligen Wohnbauten Granit zu finden sein. Bei Sarlay 1987 ist zu unserer Fragestellung offenbar nichts Geeignetes zu finden.

¹²⁵ Slapnicka 1998, S. 164

2.: Wurdn für den Bau der Nibelungenbrücke (inkl. Rampe und Kai), der Brückenkopfgebäude und des Heinrich-Gleißner-Hauses ZwangsarbeiterInnen herangezogen?

Hier ist die Antwort aus Sicht des Versöhnungsfonds-Historikers und Experten für NS-Zwangsarbeit in Linz eindeutig „Ja“ (wie ja auch bereits in Teil 1 zu sehen war), wengleich auch viele ZwangsarbeiterInnen der NS-Zeit jenen Status erst im Laufe längerer Anwesenheit erlangten; für direkten Kriegsgefangenen-Einsatz gibt es zumindest neue Indizien. Im Sinne kritischer Wissenschaftlichkeit sind dabei aber in mehrfacher Hinsicht gewisse Einschränkungen zu beachten: Natürlich wurde das nicht alles durch „Zwangsarbeit“ errichtet, und außerdem gab es bei einem Teil der involvierten ZwangsarbeiterInnen jene Änderungen im Status, die eine differenzierende Betrachtung erfordern. Grundsätzlich basiert aber der Gesamtkomplex Brücke und Brückenkopf zumindest zu einem sehr relevanten Teil auch auf direkter Zwangsarbeit vor Ort.

1941 hieß es quasi-offiziell, dass bei den zweieinhalb Jahren Brückenbauarbeit (Mitte 1938 bis Ende 1940) „über 500 Arbeiter“ beschäftigt gewesen seien – natürlich ohne nähere Hinweise.¹²⁶ Das ist insofern irreführend, als bei jener Angabe die in Teil Eins erwähnten 30 Granit-Zulieferfirmen ausgeblendet werden.

Über Zwangsarbeit für jene Firmen wurde an mehreren Stellen im ersten Teil dieses Gutachtens berichtet – auch etwa in Schärding, Schrems, Losenstein oder Neuhaus/Plöcking. Dabei ist offenbar aber nicht nur bei der DEST KZ-Kontext gegeben: Hier sei auf die aus KZ-Häftlingen bestehenden Mauthausen-Außenlager im benachbarten Poschacher-Kommando (direkt in Mauthausen) und auf das Sarmingsteiner Ladekommando verwiesen, die beide anscheinend bisher nicht genauer untersucht wurden. Zu verweisen ist auch auf das oben (S. 24f.) behandelte „Ladenhaus“ an der Hauptstraße, das auch mit Neuhauser Granit bzw. in zumindest indirektem Kontext mit Kriegsgefangenenarbeit erstellt wurde. Insgesamt sind viele Antworten auf die allgemeiner formulierte Fragestellung „Zwangsarbeit für den Brückenkopf“ bereits

¹²⁶ Kreczi 1941, unter Berufung auf einen Beitrag von Werner Sarlay in der ersten Folge der Zeitschrift „Oberdonau“

im ersten Teil enthalten, der deshalb notwendigerweise länger ausfallen musste. Die folgenden Ausführungen beziehen sich deshalb primär auf die genauere Fragestellung „Zwangsarbeit direkt am Brückenkopf“, und setzen vielfach im ersten Teil berichtete Dinge voraus.

2006 fragte ein Journalist der Stadtwerkstatt-Zeitschrift beim Archiv der Stadt Linz an, ob „für den unmittelbaren Bau der Brücke Zwangsarbeiter eingesetzt worden seien“; die (mit Recht) vorsichtige Antwort von Archivdirektor Dr. Walter Schuster wurde so wiedergegeben: Vermutlich nicht, es seien Freiwillige gewesen. „Es gibt darüber keine wissenschaftliche Untersuchung. Eventuell [...] wurden französische Kriegsgefangene eingesetzt.“¹²⁷

Diese Vermutung geht indirekt auf Harry Slapnicka zurück („große Granitplatten rings um die Nibelungenbrücke“ – mehr dazu am Ende von Teil 1), direkt aber zumeist zitiert nach einer 2001 veröffentlichten Studie des Schreibers dieser Zeilen, wo es im Zusammenhang mit Mauthausen heißt:

„Die Standortwahl des Hauptlagers wird oft in Verbindung mit dem gigantomanischen – vor allem durch „Ausländereinsatz“ getragenen – Linzer Neubauprogramm gebracht: „Man wollte für Hitlers Neubaustädte den schönsten Granit zur Verfügung stellen“ – solche Platten (vermutlich unter Beteiligung französischer Kriegsgefangener verlegt) haben sich laut Slapnicka im Bereich Brückenkopfgebäude/Nibelungenbrücke erhalten.“¹²⁸

Der Schreiber dieser Zeilen hatte, als er das im Jahr 2000 niederschrieb, natürlich noch nicht die Belege aus ÖVF-Material zur Verfügung, und dachte dabei primär daran, dass laut Zeitungsbericht vom Juli 1940, also noch während der eigentlichen Zeit des Linzer Brückenbaus, nachweislich bereits belgische Kriegsgefangene von der Stadt Wels zu Straßenbauarbeiten eingesetzt wurden¹²⁹. Weiterer (dort nicht zitierter) Hintergrund jener Vermutung war ein Schreiben Helmuth von Hummels vom 16. Juli 1940 aus der Münchner NSDAP-Parteikanzlei an den (auch für Linz zum Teil mitverantwortlichen) Generalbauinspekteur für die Reichshauptstadt Berlin, Albert Speer, betreffend Zuweisung von 1.000 Kriegsgefangenen für Linz, wovon leider beim Linzer Arbeitsamt nur Platz für 500 bis 600 sei (ohne

¹²⁷ Pichler 2006

¹²⁸ Rafetseder 2001, S. 1188; dazu ebd. Anm. 397: „Slapnicka, Hitler und Oberösterreich, 163 (Granitplatten: ebenda, 164); noch mehr Material ging wohl nach Berlin – vgl. Kreczi, Die Linzer Donaubrücke, sowie Neweklowsky, Vom Bau der Nibelungenbrücke - beide ohne Hinweis auf die speziellen Arbeitskräfte.“

¹²⁹ Näheres dazu Rafetseder 2001, S. 1143; leider habe ich auf S. 1188 nicht noch deutlicher auf den provisorischen Charakter jener Vermutung hingewiesen – das hätte aber wahrscheinlich auch nichts genützt.

nachweislichem Bezug zu Brücke oder Brückenkopf; eine Abschrift davon ging an den Linzer Stadtkämmerer Zimmermann „zur gefälligen Kenntnisnahme“)¹³⁰.

Außerdem dachte der Schreiber dieser Zeilen damals an die Linzer Militärmatrik (also das Register mit Sterbefällen, aber auch Geburten und Hochzeiten im militärischen Linzer Kontext), deren Eckdaten er in den späten 1990er Jahren im Auftrag des Archivs der Stadt Linz in ein dortiges Intranetsystem eingegeben hatte: Da waren, nachdem es anfangs nur um Einheimische (bzw. zumindest „Reichsdeutsche“) gegangen war, schon ab November 1940 neben einzelnen Belgiern und einem Luxemburger vor allem etliche Sterbefälle von Franzosen bei Arbeitskommandos im Raum Linz eingetragen (mehr dazu unten, S. 56).

Die Seite mit jener beiläufigen¹³¹, 2001 veröffentlichten Äußerung „vermutlich unter Beteiligung französischer Kriegsgefangener“ wurde dann mehrfach (ohne einschränkender Relativierung) als Beleg für faktische Zwangsarbeit beim Brückenbau zitiert, und entgegen der Absicht des Autors für verallgemeinernde RezipientInnen zum angeblichen Zeugnis absoluter Gewissheit.

Jene rund 170-seitige Studie über Zwangsarbeit der NS-Zeit in Linz war Grund dafür, dass der Autor noch vor der Veröffentlichung des entsprechenden Doppelbandes von Frau Maria Schaumayr Ende 2000 zum Historiker des Österreichischen Versöhnungsfonds bestellt wurde. Der Autor war dort bis zum Ende der ÖVF-Arbeit hauptverantwortlich für die „historische“ Seite (samt historischer und aktueller Topografie), und erhielt für jene, auch in außenpolitischer Hinsicht offenbar wichtige Tätigkeit 2007 das „Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich“.

Eine im Auftrag des ÖVF-Nachfolgers „Zukunftsfonds der Republik Österreich“ entstandene, 706-seitige Dokumentation über den wissenschaftlichen Ertrag der Fondshistoriker-Tätigkeit (mit sehr starker Berücksichtigung von Linz) ist auch

¹³⁰ Archiv der Stadt Linz, NS-Zeit, alter Schubert B20 (die vom Autor in den späten 1990er Jahren untersucht bzw. vielfach kopierten NS-Bestände sind zur gleichen Zeit bzw. auch noch danach in andere Schubert verteilt worden, lassen sich aber über das Intranet-System auffinden). Der SS-Offizier Hummel (ab April Leiter einer speziellen Durchführungsstelle) hatte den bei Speer angemeldeten Bedarf an 1.000 Kriegsgefangenen für Linz beim Linzer Arbeitsamt angemeldet, dort gebe es aber nur Platz für 500 bis 600. Hummel bittet deshalb Speer, die "zur Unterbringung von etwa 400 Mann erforderlichen Baracken nebst Einrichtung einschließlich der Baracke für die Wachmannschaften zu beschaffen". Die Baracken würden dann von der Stadt Linz bezahlt).

¹³¹ Am Beginn eines Kapitels über „Linzer KZ-Nebenlager“ und das AEL Schörghub, wo vor allem die KZ-Nebenlager deshalb nur kurz skizziert wurden, da im selben Band ja eigene Beiträge von Bertrand Perz und Helmut Fiereder über die Konzentrationslager vorgesehen waren (vgl. Perz 2001 und Fiereder 2001).

wichtige Stütze für diesen Text („NS-Zwangsarbeits-Schicksale. Erkenntnisse zu Erscheinungsformen der Oppression und zum NS-Lagersystem aus der Arbeit des Österreichischen Versöhnungsfonds“); die Veröffentlichung unterblieb 2007 überraschend aus Datenschutzbedenken des Zukunftsfonds, die Dokumentation war aber bei mehreren Institutionen, auch beim Archiv der Stadt Linz, mit vorläufigem Sperrvermerk deponiert. Hauptgrund für die Nichtveröffentlichung waren die vielen darin enthaltenen ÖVF-Aktenzahlen. (Die eigentlichen Antragsakten wanderten 2006 zuerst in die militärische Liegenschaft Wien-Breitensee, im Mai 2009 dann ins Österreichische Staatsarchiv / Archiv der Republik). Im Dezember 2013 erlaubte der Zukunftsfonds die Online-Publikation der „NS-Zwangsarbeits-Schicksale“ im forum oö geschichte auf www.oogeschichte.at (leichter über Google auffindbar), 2014 ergab sich dann auch die Möglichkeit einer (durchgesehenen bzw. korrigierten, in Umbruch bzw. Seitenzählung aber praktisch gleich bleibenden) Veröffentlichung der „NS-Zwangsarbeits-Schicksale“ im Druck durch den Wiener Verlag für Sozialforschung.

Die folgenden Teile des Gutachtens basieren weiters auch auf Gutachten bzw. Dokumentationen, die der Autor dieser Zeilen 2008 für das von Hito Steyerl und Gabu Heindl betriebene Kulturhauptstadt-Projekt „Unter Uns“ verfasste: Vor allem „Material zu Linzer Nibelungenbrückenbau und vier Firmen der Brückenkopfbauten (Josef Best, C. Brömme, Dräger-Werk und Gotthard Müller)“ sowie „Herkunfts- und Wohnorte von ZwangsarbeiterInnen beim Linzer Nibelungenbrückenbau, auf den Linzer Baustellen von C. Brömme und Gotthard Müller sowie der Drägerwerk-Bediensteten (Wien und Norddeutschland)“, außerdem auch auf diversen Passagen aus eigenen E-Mails.¹³²

Jene Texte für „Unter Uns“ wiederum basieren, ebenso wie die Dokumentation „NS-Zwangsarbeits-Schicksale“ und viele der Angaben aus Teil Eins, auf einer Fülle von (hier nochmals für die spezielle Fragestellung durchgesehenen) ÖVF-relevanten

¹³² Dabei meinte der Schreiber dieser Zeilen 2008: „Eine gute Darstellungsmöglichkeit wäre auch, die Geburts- und Wohnorte der im folgenden erwähnten Personen auf einer Landkarte mit Linz zu verknüpfen“, was ich in E-Mails anfangs so konkretisierte: „vielleicht auf einem realen Brückenkopfhintergrund (vielleicht am Pflaster vor OFP oder auf Nibelungenbrücke“, dann schwebten mir eher an langen Stahlstiften montierte Bänder am Finanzpräsidium vor. Dass eine großflächige Fassadenabschlagung daraus wurde, ist dem Optimismus und der Überzeugungskraft von Hito Steyerl und Gabu Heindl zu verdanken, und war anfangs eigentlich undenkbar. Dass es möglich war, hatte auch damit zu tun, dass bei einer Fassadenrenovierung rund 20 oder 25 Jahre davor Baufirmen leicht entfernbare, billigere Verputze verwendeten, und nicht die behaupteten wetterfesteren, schwerer entfernbaren, wie Architekt Roland Forster beim Probeabschlag am 27.11.2008 feststellte.

Dateien am Notebook des ÖVF-Historikers und auf Material in etlichen entsprechenden Kopienschubern in dessen Privataarchiv. (In elektronischer Form konnten so etwa für leichtere eigene Benützung speziell zusammengefasste Dateien aller Partnerorganisations-Antragslisten, Aktenprüfprotokolle, Telefonprotokolle, Komiteelisten für Individualanträge, und andere Materialien aus dem Kontext von fünf Jahren offizieller ÖVF-Tätigkeit berücksichtigt werden, die in dieser Form für andere ForscherInnen noch lange nicht zur Verfügung stehen werden; das betrifft auch etwa eine vom Fondshistoriker speziell angefertigte Excel-Dokumentation über rund 5.000 „Höchstkatgorie“-würdige und andere historisch speziell interessante Fälle¹³³).

Berücksichtigt wurde natürlich außerdem auch Material, dass zur Vorbereitung der 2001 erschienenen, großen „Ausländereinsatz“-Studie vor allem im Archiv der Stadt Linz (und zum Teil auch im Oberösterreichischen Landesarchiv) gesammelt worden war. Indirekt flossen hier auch Erkenntnisse aus Archivrecherchen von Sebastian Markt für das Kulturhauptstadt-Projekt „Unter Uns“ in Linzer, Münchner und Berliner Archiven mit ein. Derartiges Archivmaterial erwies sich aber, wie erwähnt, als momentan wenig geeignet zur Beantwortung der hier relevanten Fragen.

Das Versöhnungsfonds-Gesetz¹³⁴, auf dessen Basis der ÖVF agierte, umriss den Begriff „Zwangsarbeit“ indirekt und direkt wie folgt:

§ 2. (Abs. 1) Der Fonds erbringt einmalige Geldleistungen an natürliche Personen, die vom nationalsozialistischen Regime

Z. 1. zwangsweise oder unter Vortäuschung falscher Tatsachen zur Arbeit in das Gebiet der heutigen Republik Österreich verbracht wurden oder nach freiwilligem Aufenthalt auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich an einer Heimkehr gehindert wurden, hier zur Arbeit gezwungen wurden, besonders schlechten Lebensbedingungen unterworfen waren und entweder a) haftmäßig untergebracht oder sonst einer wesentlichen Freiheitsbeschränkung unterworfen waren oder b) in ihren persönlichen Rechten eingeschränkt oder besonders strengen Disziplinärmaßnahmen unterworfen waren (Zwangsarbeiter bzw. Zwangsarbeit); oder

Z. 2. während einer Inhaftierung in einem auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich gelegenen Konzentrationslager oder in einer einem solchen Lager gleichzuhaltenden Haftstätte unter unmenschlichen Bedingungen zur Arbeit gezwungen wurden (Sklavenarbeiter bzw. Sklavenarbeit); oder

Z. 3. unter den im Einleitungssatz der Z 1 genannten Voraussetzungen durch die Arbeit eine nachweislich schwere oder nachhaltige physische oder psychische Schädigung erlitten haben (besondere Härtefälle); oder

¹³³ Vgl. dazu etwa Rafetseder 2007, S. 34f.

¹³⁴ Bundesgesetz über den Fonds für freiwillige Leistungen der Republik Österreich an ehemalige Sklaven- und Zwangsarbeiter des nationalsozialistischen Regimes, BGBl Nr. 74/2000

Z. 4. als Kinder oder Minderjährige vor Vollendung des 12. Lebensjahres zusammen mit einem oder beiden Elternteilen (Z 1 bis Z 3) in das Gebiet der heutigen Republik Österreich verbracht oder während des Zwangsarbeitseinsatzes der Mutter hier geboren wurden.

§2 Absatz 2: Der Fonds erbringt weiters einmalige Geldleistungen an natürliche Personen, die vom nationalsozialistischen Regime ohne die Bedingung des Einleitungssatzes des Abs. 1 Z 1 zu erfüllen, aus politischen Gründen, aus Gründen der Abstammung, Religion, Nationalität, sexuellen Orientierung, auf Grund einer körperlichen oder geistigen Behinderung, auf Grund des Vorwurfes der sogenannten Asozialität oder im Zusammenhang mit medizinischen Experimenten auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich unter Bedingungen arbeiten mußten, die jenen des Abs. 1 Z 1 lit a) oder b) gleichkamen.

§2 Absatz 3: An ehemalige Kriegsgefangene werden Leistungen nicht erbracht.

Jener komplizierte Text demonstriert aber nur einen Teil der vielen definitiven Probleme, die sich bei den Vorplanungen zum ÖVF und während dessen Arbeit ergaben. Davon seien für den Kontext dieses Gutachtens als besonders relevant vor allem zwei Bereiche herausgegriffen, wo im alltäglichen Sprachgebrauch der Zwangsarbeitscharakter besonders unklar ist. Der erste davon: Arbeitseinsatz von anfangs „freien“ Arbeitskräften, die im Laufe der Zeit aus ÖVF-Sicht zu „ZwangsarbeiterInnen“ wurden. Tschechen und Tschechinnen, die vereinzelt ja sogar schon vor 1938 in Linz arbeiteten, galten damals und gelten üblicherweise hierzulande noch heute als „normale“ Arbeitskräfte, und keineswegs als „Zwangsarbeiter“ bzw. „Zwangsarbeiterinnen“.

Hier geht es vor allem um ein Detail in §2 Absatz 2 Ziffer 1, das sich von der Zwangsarbeits-Definition der deutschen Parallelorganisation EVZ wesentlich unterschied: „oder nach freiwilligem Aufenthalt auf dem Gebiet der heutigen Republik Österreich **an einer Heimkehr gehindert**“. Das bedeutete, dass vom ÖVF auch etwa französische Arbeitsdienstpflichtige a priori leistungsberechtigt waren, bei der EVZ hingegen erst dann, wenn KZ-Haft oder sonstige „sklavenarbeitsähnliche“ Umstände vorlagen. Wenn etwa ein Franzose im damaligen Stadtteil Gmünd III bei der Reichsbahn tätig gewesen war, war er in den Augen der EVZ nicht leistungsberechtigt, während es aber immer wieder Möglichkeiten gab, solche Fälle, ungeachtet heutiger Grenzziehungen, beim ÖVF zu akzeptieren – vor allem bei Tätigkeit auch im Waldviertel oder bei Zwischenstopp im Lager Strasshof. Auch hier galt eben, was auch bei Kriegsgefangenen eine Rolle spielte: Die EVZ hatte zu wenig Geld im Topf und zu viele Anträge, beim ÖVF war es umgekehrt, weshalb die Maßstäbe nicht nur gesetzlich, sondern auch in der praktischen Auslegung andere waren; gerade im Falle Tschechiens waren die Unterschiede aber nicht so gravierend, was aber auch speziell politische Hintergründe hatte.

„Linec – Rakousko, Stavba mostu přes Dunaj, od dubna 1940 do konce prosinec

1940“ - soll heißen: Linz, Österreich, Bau einer Brücke über die Donau, von April bis Ende Dezember 1940.¹³⁵ Diese Angaben über seinen NS-Zeit-Arbeitseinsatz machte 2001 der damals achtzigjähriger Tscheche Rudolf in einem Antrag an den ÖVF, genauer: an die in seinem Fall für die Abwicklung zuständige tschechische Partnerorganisation des ÖVF, ČRON (Česká rada pro oběti nacismu bzw. Tschechischer Rat für Opfer des Nationalsozialismus, 2008 aufgelöst, die Akten kamen dann ins Tschechische Nationalarchiv). Versicherungsbelege bewiesen Einsatz für die „Arge Donaubrücke“ bis 18.12.1940, also formal nicht für eine Einzelfirma, sondern für eine Arbeitsgemeinschaft (mehr zu dem Fall unten, S. 49).

Jener Tscheche, geboren 1921 in einem südostmährischen Dorf, bekam im Sommer 2002 vom ÖVF rund 2.500 Euro ausbezahlt¹³⁶, und wurde damit aus offizieller Sicht der Republik Österreich als „Zwangsarbeiter“ des NS-Regimes anerkannt. Sowohl laut Interpretation des ÖVF als auch in der Auslegung der ČRON war in seinem Fall eine Leistungsberechtigung gemäß Versöhnungsfonds-Gesetz gegeben (hier mit dem Untertauchen zusammenhängend), was aber nicht immer und automatisch bei allen Tschechen oder Tschechinnen der Fall war (und wobei es zwischen ÖVF und ČRON immer wieder einzelne strittige Punkte gab, über die es aber in freundschaftlicher Atmosphäre durchwegs gute Lösungen gab).

Dabei spielte nämlich die Gesamtheit seines Schicksals bis 1945 eine Rolle¹³⁷: Zumindest seit der Ermordung Heydrichs in Prag 1942 galten für Rudolf und seine Landsleute zusätzlich verschärfte Regeln. Die „Heydrichiade“, spezielle Repressalien nach jenem Attentat, betraf auch die 1924 geborene Tschechin Marta in den Linzer Göringwerken, die mit anderen Landsleuten nach einer Razzia im Lager 44 drei Tage lang in Linz inhaftiert war¹³⁸. Spätestens ab da waren hier anwesende „Protektoratsangehörige“ normalerweise aus ÖVF-Sicht a priori eher ZwangsarbeiterInnen.

¹³⁵ Fall CZ 6493

¹³⁶ Für Zwangsarbeit in „Landwirtschaft, private Dienstleistungen“ etc. sah das ÖVF-Gesetz 20.000 Schilling vor, für „Industrie, Gewerbe“ etc. 35.000, für KZ-ähnliche „Sklavenarbeit“ 105.000; daraus wurden 2002 die entsprechende Euro-Beträge – bei „Industrie“ eben 2.543 Euro und 55 Cent, unabhängig von Einsatzdauer.

¹³⁷ Über besonders kurze Aufenthalte und deren Implikationen für die Leistungsberechtigung vgl. Rafetseder 2007, S. 136f., grundlegend auch etwa Notizen wie im Prüfprotokoll zu Fall CZ 47374; in solchen Kurztexten wie dann auch in Fondshistoriker-Aktenvermerken unterschiedlicher Länge sind viele wichtige Punkte von ÖVF-Entscheidungskriterien „versteckt“, die zum Teil – unter Wahrung von Datenschutz und Vertraulichkeit – in die Dokumentation Rafetseder 2007 einfließen.

¹³⁸ Fall CZ 40464

Aber auch bei früherer Heimkehr konnten sie auf verschiedene Weise im Rahmen des ÖVF-Gesetzes als leistungsberechtigt interpretiert werden (auch etwa bei krankheitsbedingter Rückkehr, bei Flucht und Untertauchen, etc.). Dabei spielte es keine Rolle, wenn etwa Leute wie Rudolf für den Arbeitseinsatz im „Protektorat“ direkt nicht bei der EVZ leistungsberechtigt gewesen wären, dazu mussten, nach vor allem ČRON-intern entwickelten Regeln, etwa (grob vereinfachend gesagt) spätere territoriale Grenzen überschritten werden, etc.; für fünf Jahre in einem Industriebetrieb seiner Bezirksstadt hätte Rudolf nichts bekommen, erst bei längerer Polizei- oder sonstiger Haft, oder etwa beim „Reichseinsatz“ in „Oberdonau“.¹³⁹

Grundsätzlich ging dabei der ÖVF von Würdigung des Einzelfalles aus, was wegen des geringeren Volumens auch leichter möglich war als bei der EVZ¹⁴⁰. Bezeichnend ist, dass etwa EVZ und deren Zulieferorganisationen IOM und JCC immer wieder auf fixe Regeln für „Höchstkategoriewürdigkeit“ beim ÖVF drängten, was aber nicht zuletzt vom Schreiber dieser Zeilen immer verweigert wurde. Ähnliches galt auch für bestimmte Kriterien, wo sich ÖVF und EVZ (trotz „Vereinheitlichungsversuchen“ etwa der IOM) letztlich immer darin einig waren, uneinig sein zu können. (Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich an eine frühe Koordinationssitzungen in Wien, wo die IOM-Vertreter aus Genf fast schon verzweifelt eine Angleichung gewisser Kriterien wünschten). Übrigens gab es auch eine beträchtliche Zahl von Fällen, wo gemeinsame Auszahlung durch ÖVF und EVZ erfolgte – vor allem im Wege der „Kreuzhochstufungen“, die gerade auch viele TschechInnen betrafen.¹⁴¹

Wie problematisch „Zwangsarbeits“-Status aus heutiger Sicht in bestimmten Fällen aber trotzdem sein kann, zeigte sich an einem (heutigen) tschechischen Ehepaar, das in der NS-Zeit in Linz war: Die 1925 im damals sowjetrussischen Kiew geborene Frau war als „Ostarbeiterin“ ab November 1941 Dienstmagd bei einer hiesigen Offiziersfamilie, und musste von November 1942 bis Kriegsende in den Linzer Ringbrotwerken arbeiten. Dort lernte sie einen in derselben Fabrik (aber mit im Sinne der NS-Ideologie formal besserem Status) arbeitenden Tschechen kennen, und zog mit ihm 1945 nach Prag. Er weigerte sich (obwohl im Sinne des ÖVF-Gesetzes leistungsberechtigt), für seine Linzer Tätigkeit einen Antrag zu stellen, weil es ihm ja

¹³⁹ Vgl. dazu auch etwa Rafetseder 2009 in Bezug auf „Niederdonau“; über diverse Gründe für Nicht-Auszahlung und entsprechende Zahlen nach Partnerorganisationen etc. vgl. Rafetseder 2007, S. 19ff.

¹⁴⁰ Zu den Proportionen ÖVF - EVZ, getrennt nach Partnerorganisationen und auch insgesamt, vgl. etwa Rafetseder 2007, S. 62, 65, 66f., 68, 70, 73 und 76f.

¹⁴¹ Vgl. etwa Rafetseder 2007, S. 28f., 49, 77 oder auch 401

nicht so schlecht gegangen sei „wie denen mit Ostabzeichen“; außerdem sei er ja 1940 „wegen der Arbeitslosigkeit“ nach Linz gekommen.¹⁴²

„Totální nasazení“ (Totaleinsatz) ist die in Tschechien übliche Bezeichnung für (primär „auswärtige“ Arbeit im Deutschland der NS-Zeit¹⁴³). Dazu eine Autorin im Jahr 2000, am Beginn eines Prozesses, der bis heute sowohl in Tschechien als auch in Österreich wesentliche Erweiterungen des Begriffs „Zwangsarbeit“ brachte:¹⁴⁴

„Zweifellos ging es tschechischen Zwangsarbeitern besser als Russen oder Polen. Wie hart sie auch arbeiten mussten, der Status von „Inländern“, den sie mit einigen Einschränkungen als Protektoratsangehörige hatten, schützte sie vor der schlimmsten Willkür. Da sie nicht als Ausländer galten, wurden sie bei der Reichspost oder Reichsbahn ebenso beschäftigt wie bei halb-militärischen Organisationen - vom Luftschutz mit seinen Landbautruppen über die Technische Nothilfe bis hin zur Organisation Todt (OT).

Im Unterschied zu den Zwangsarbeitern anderer Nationen verfolgte die NS-Führung im Falle der Tschechen allerdings auch andere Ziele als nur die Rekrutierung für die Kriegswirtschaft. Im Sinne der Rückführung der böhmischen Länder in den deutschen Lebensraum, wohin sie nach nationalsozialistischer Vorstellung historisch gehörten, sollte mit dem Transfer von 100.000 Tschechen ins Reich das tschechische Element im Lande geschwächt - sollten junge Menschen durch den Aufenthalt in deutschem Milieu auf eine Germanisierung eingestimmt werden. Es entsprach dieser Ideologie, dass zugleich keine tschechischen Arbeiter in den Sudetengau durften, da dort allein die deutsche Bevölkerung dominieren sollte. Auch dem Widerstand gegen die Okkupation gedachte man mit dem „Totaleinsatz“ rechtzeitig Sympathisanten zu entziehen.“

[...]Nach den ersten Niederlagen der deutschen Wehrmacht im Winter 1941/42 verfügte dann aber der Regierungserlass 10/42 vom Mai 1942, dass jeder Erwerbstätige zur Arbeit im Reich dienstverpflichtet werden konnte. Von Freiwilligkeit „im Dienste des Führers“ war jetzt auch offiziell keine Rede mehr, so dass ab September 1942 schließlich ganze Jahrgänge zur Arbeit in die deutsche Rüstungswirtschaft gezwungen wurden. Diese Willkür traf zunächst die 1921 und 1922 Geborenen.“

Quellenmaterial über Tschechen (und auch Tschechinnen) aus dem Archiv der Stadt Linz wurde vom Schreiber dieser Zeilen 1997 und 2001 präsentiert¹⁴⁵, ist aber gerade in Hinblick auf das hier behandelte Problem wenig hilfreich.

¹⁴² Gattin Vera: Fall CZ 116618; der Gatte verzichtete auf die Zahlung, obwohl er von einer ČRON-Mitarbeiterin telefonisch darauf hingewiesen wurde, dass auch er leistungsberechtigt sei. Ein paar Häuser weiter in derselben Prager Straße gab es einen Antragsteller, der 1942/43 in Linz für die Eisenwerke Oberdonau arbeitete, und die zustehende ÖVF-Zahlung gerne entgegennahm – Fall CZ 58291, mit Vornamen Vaclav.

¹⁴³ - und ab 1989 provokativer Namen einer tschechischen Punkband, vgl.

<http://www.zonaa.de/totalni.htm>

¹⁴⁴ Alena Wagnerová_ Sie nannten es „Totaleinsatz“. Tschechische Arbeitskräfte im NS-Staat. Bis in die jüngsten Entschädigungsverhandlungen hinein wurde ihr Status als Zwangsarbeiter in Frage gestellt; in: Freitag, die Ost-West-Wochenzeitung, 8.9.2000, online auf <http://www.freitag.de/2000/37/00371101.htm>

¹⁴⁵ Vgl. (nach einem kürzeren Text im Band „Bilder des Nationalsozialismus in Linz“ von 1997 als kurzer Vorabveröffentlichung) vor allem Rafetseder 2001, S. 1129-1132 zum „Beginn des Ausländereinsatzes“ mit Arbeitskräften aus Böhmen und Mähren, aber auch in vielen anderen Passagen; die dort zitierten Quellen sind mittlerweile zum Teil in anderen Schubern zu finden, da parallel zu meiner Arbeit die NS-Zeit-Bestände von Oskar Dohle neu geordnet wurden.

Was heißt das nun für das Thema „Linec – Rakousko, Stavba mostu přes Dunaj“, also: **Bau der Nibelungenbrücke**? Der oben (S. 46) erwähnte Tscheche Rudolf (Fall CZ 6493) war vor April 1940 als durchaus „freier“ Arbeiter“ in Wuppertal (noch kürzer als in Linz), und tauchte im Dezember 1940 beim heimatlichen Weihnachtsurlaub unter. Anscheinend fand er Arbeit bei einem mährischen Betrieb, wo er nicht „vernadert“ wurde, denn sonst wäre er höchstwahrscheinlich inhaftiert worden. Anscheinend hielt die Firma ihre schützende Hand über ihn bzw. konnte allenfalls seine Bedeutung für südmährischen Arbeitseinsatz im Rahmen der gesamtgroßdeutschen Kriegswirtschaft plausibel machen (solche Fälle finden sich in ÖVF-Akten relativ oft). Gruppenfotos in seinem Akt zeigen Antreten in militärischer Form bzw. paramilitärischen Charakters. Eine entsprechende Anfrage bei der (damals bereits in Auflösung befindlichen) tschechischen Partnerorganisation brachte die Bestätigung des Vermuteten: Da wurde ein formal in einem Betrieb des Göringwerke-Konzerns beschäftigter Tscheche 1940 vorübergehend in eine Uniform der „Technischen Nothilfe“ gesteckt.¹⁴⁶ Das ist ein wichtiges Indiz dafür, dass in derart besonders straff organisierten Projekten schon 1940 auch für „Protektoratsangehörige“ von „Zwangsarbeit“ im ÖVF-Sinne gesprochen werden könnte (was so aber natürlich nicht generell gesagt werden kann).

Neben Rudolf war auch etwa der 1921 geborene Tscheche Josef von Mai bis November 1941 laut eigener Aussage bei jenem Brückenbau beschäftigt, also eigentlich nach „offiziellem“ Ende der eigentlichen Brückenbauarbeiten, das ja laut Publikation Kreczis von 1941 schon gegen Ende 1940 war. Josef war vorher und nachher lange in den Linzer Göringwerken, und zwar von November 1939 bis Mai 1945; auch sein Brückenbau-Einsatz war anscheinend formal während einer Anstellung bei einem Göringwerke-Betrieb.¹⁴⁷

Beide, Rudolf und Josef, wurden übrigens in der Nähe des südostmährischen Städtchens Kyjov geboren, und kamen im Rahmen jener „Tschechentransporte“ her, über die viel Material im Archiv der Stadt Linz zu finden ist – und die eigentlich

¹⁴⁶ Zur TN vgl. etwa Rafetseder 2007, S. 391-396; Anfrage bei Jana Havlikova per E-Mail im September 2008; die Kopie des Fotos im entsprechenden Linzer Aktenschuber des Fondshistorikers war besonders schlecht, weshalb Frau Havlikova (die nur mehr Restagenden der formell bereits aufgelösten ČRON abwickelte) im Originalakt nochmals nachschaute. Ein Foto der Nibelungenbrücke ist auch im tschechischen Antrag CZ 120533 zu sehen – der Betroffene, František, war aber die meiste Zeit bei der ESG und bei der Elektrobau AG; als Elektromonteur arbeitete er etwa beim Bau der „Hartmaer“-, also Hartmayer-Siedlung (vgl. Kunsttopographie III, S. 413-416); die Brücke hat er anscheinend aus persönlichem Interesse oder als Souvenir selbst fotografiert.

¹⁴⁷ Fall CZ5922

primär Leute aus Mähren betrafen. Da spielten ja für Linz die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt in Brünn und der Gauleiter von „Niederdonau“, Hugo Jury, eine unerwartet wichtige Rolle für Linz. Bei der Verteilung der entsprechenden Transporte auf einzelne dortige Baustellen gab es viele Streitigkeiten, wobei in Sachen Wohnungsbau die Führerstiftung“ kräftig mitmischte. Laut jenen Akten haben die Betroffenen um 1939 noch durchaus generell den Charakter „normaler“ Arbeitskräfte (abgesehen von Einzelfällen, wo gewisser Zwang etwa aus ÖVF-Akten schon 1939 gelegentlich erwähnt wird, der anfangs aber jedenfalls in formal „normale“ Arbeitsverhältnisse gekleidet wurde).¹⁴⁸

Weitere Brückenbau-Beteiligte aus dem damaligen „Protektorat“ sind sicher in den Akten „versteckt“ (genauer geprüft wurden ja nur mindestens zehn Prozent der Partnerorganisations-Fälle, und in den Listen stehen oft nur hier wenig aussagekräftige Firmennamen). Mindestens 35 Tschechen waren bei der „Wiener Brückenbau- und Eisenkonstruktions-AG“, wo aber kein Linz-Kontext nachweisbar ist (etwa CZ 66327); ein Tscheche war bei einem Brückenbau in Graz (CZ 37104).

Dass im direkten Bereich der Nibelungenbrücke offenbar auch 1944 noch irgendwelche Arbeiten durchgeführt wurden, zeigt sich am Fall des 1926 geborenen Kroaten Miroslav: Im September 1941 von Behörden des faschistischen NDH-Regimes festgenommen, geriet er als Zwangsarbeiter nach Linz zur „Stahlbau GmbH“ des Göringwerke-Konzerns. Die schickte ihn erst zu Fabriks-Baustellen in Wiener Neustadt, St. Valentin und Kindberg, nach Fluchtversuch war er zwei Monate in Graz inhaftiert, dann 1944 (laut Versicherungsbeleg bzw. Eigenaussage für dieselbe Firma), und nicht vorher, Arbeit in „Linz-Donaubücke.“¹⁴⁹

Für jene Stahlbau GmbH (mit Linzer Zentrale) waren in tschechischen Anträgen zehn Fälle zu finden (neun aus den Excel-Antragslisten, einer zusätzlich laut Prüfprotokollen); von denen war einer auch im AEL Linz-Schörghub (CZ 18983, Zdeněk, geboren 1924). Gerade bei ihm und einem anderen genauer geprüften Fall jener zehn gab es keine Hinweise auf Tätigkeit an Brücke oder Brückenkopf. Der 1921 geborene Jiří fiel im Dezember 1940 in Linz von einem Gerüst, das aber eher im Göringwerke-Komplex war (wurde allerdings bei der Aktenprüfung nicht genauer untersucht; dabei ging es vor allem darum, dass bereits seine Verschickung nach

¹⁴⁸ Vgl. Rafetseder 2001, S. 1131f. (allgemeiner) und 1209f. (Führerstiftung); hier ging es vereinzelt schon auch um Frauen (etwa in einem Transport vom Juli 1939 zwei „als Männer verkleidete“)

¹⁴⁹ Fall ÖVF 2988

Linz durch ein Arbeitsamt quasi Strafcharakter hatte: er war in Hannover krank geworden, hatte sich bei einer Tante in Prag versteckt, und wurde dort bei einer Straßenkontrolle erwischt; allein für die Tätigkeit in Prag-Letov hätte er normalerweise von der EVZ nichts bekommen, weil das im heimatlichen Umfeld war).¹⁵⁰

Für das Kulturhauptstadt-Projekt „Unter Uns“ wurden vier Firmen genauer untersucht, die eine wichtige Rolle beim Bau des Oberfinanzpräsidiums spielten; davon schien eine auch unter den 75 Brückenbau-Firmen in der Rekonstruktion Nweklowskys von 1957 auf: **„Josef Best, Abbruchunternehmung (München), Linz, Haag“**; laut Telefonbuch 1942: „Best Josef, Unternehmung für Abbrucharbeiten und Tiefbauten, Bauhof Haag bei Leonding“. Ein eindeutiger Zwangsarbeiter jener Firma hat seit 2001 durch eine Publikation des Schreibers dieser Zeilen ein Gesicht und einen Namen: „Peter“ (bzw. Pjotr), geboren 1914 in Russland. Laut seinem (in den 1990er Jahren auf dem Linzer Flohmarkt gelandeten) Ausländer-Arbeitsbuch war er ab 19.8.1942 Hilfsarbeiter auf der „Baustelle Linz a/D“ jener Firma Best, ab 25.7.1944 Pferdebetreuer beim Reichsbahn-Ausbesserungswerk Linz; damals wohnte er zuerst im Best-Firmenlager in Haag 2, dann im „Großlager Wegscheid“. Er starb offenbar lange bevor es möglich war, einen Antrag auf eher symbolische (Nachtrags-Zahlung) für jene damals ebenfalls eher symbolisch bezahlte Tätigkeit zu stellen.¹⁵¹

Als jener Pjotr im August 1942 nach Linz kam, waren die Abbrucharbeiten im Brückenkopfbereich längst abgeschlossen (offenbar auch im Gleißner-Haus-Bereich); trotzdem ist auch bei ihm durchaus ein direkter Kontext zu jenem Bereich möglich, da ja die Firma Best auch andere Tiefbau-Tätigkeiten ausführte. Grundsätzlich ist jedenfalls auch bei ihm ein Brückenkopf-Kontext zumindest indirekt gegeben.

¹⁵⁰ Fälle CZ 44540, CZ 37367, CZ 1658, CZ 63076, CZ 11222, CZ 15624, CZ 56438, CZ 11317, CZ 89897 und CZ 101875 (letzterer ist der erwähnte Jiří: vorher in Hannover, schon knapp drei Wochen nach der Linzer Fersenverletzung Arbeitseinsatz beim Flugzeugwerk Letov in Prag, was offenbar zu bleibenden Folgeschäden am Fuß führte).

¹⁵¹ Nweklowsky 1957, S. 384 und Fernsprechbuch 1942, S. 10 bzw. Rafetseder 2001, S. 1150-1151; die Seiten mit Wohnadressen und Firmen wurden damals nicht mit veröffentlicht, das Dokument befindet sich im Besitz des Schreibers dieser Zeilen. Natürlich ließ ich bei den in Frage kommenden Partnerorganisationen (nicht nur der russischen) nach seinem Verbleib forschen, er war aber nicht aufzufinden – eben offenbar deutlich vor 2000 verstorben, bzw. auch keine Spur bei einem kleineren deutschen Zahlungsprogramm der 1990er Jahre (vgl. etwa Rafetseder 2007, S. 62f.)

Bei der Baustelle Oberfinanzpräsidium war der Abbruch im Oktober 1939 „weitgehend beendet“, der Rohbau der Obergeschoße war 1941 fertig, Richtfest war am 4. Dezember 1941. „Im Mai 1942 gab Hitler die Anweisung, die Fassade fertigzustellen, den Innenausbau dagegen bis nach dem Krieg ruhen zu lassen“; dann „kamen die Bauarbeiten im Laufe des Jahres 1943 völlig zum Erliegen. [...] Noch 1948 wurden Installationen aus dem ehemaligen KZ Mauthausen ausgebaut, um sie in den Brückenkopfbauten zu verwenden“ (das betraf natürlich keine ehemaligen Häftlingsbaracken, sondern Heizkörper aus Funktionsräumen für Wachmannschaften); das Wasserstraßenamt hatte einen völlig anderen Zeitrahmen (mehr dazu am Ende des ersten Teils), ganz zu schweigen vom nie gebauten Donauhotel.¹⁵²

Insgesamt konnten im ÖVF-Material mindestens 18 Bedienstete jener Firma Best gefunden werden, darunter zwei gebürtige Ukrainerinnen, die dann nach Tschechien heirateten: Die 1923 geborene Barbora und die 1924 geborene Pavla: beide in Linz ab Juni 1942; zumindest der Gatte von Barbora war ebenfalls in Linz bei der Firma Best, allerdings erst ab September 1942.¹⁵³

Von dreizehn gebürtigen (und auch späteren) Tschechen der Firma Best kam der früheste allerdings offenbar erst im Juni 1942 nach Linz, dann einer ab Oktober 1942 und gleich zehn ab November 1942, einer erst ab Mai 1944; auch ist hier also kein direkter Kontext zu Abbrucharbeiten, wohl aber zu anderen Arbeiten im Brückenkopfbereich möglich; hier ist nämlich nie speziell von Abbrucharbeiten die Rede (jene Akten wurden vom Schreiber dieser Zeilen aber leider durchwegs nicht auf die Prüflisten gesetzt, da es damals keinen Grund dafür gab).

Mit der Firma Best hatten auch mindestens drei ÖVF-Anträge der ukrainischen Partnerorganisation zu tun: Die 1923 geborene Jevgenija war laut Prüfprotokoll ab November 1942 bis 1945 in der Best-Werksküche als Küchenhilfe; bei ihrem 2001 verstorbenen Gatten ist es nicht sicher, ob er bei derselben Firma war.¹⁵⁴ Die 1924 geborene Aleksandra war ab September 1942 hier, die gleichaltrige Marija ebenfalls

¹⁵² Unter Uns 2009 (auf Recherchen von Sebastian Markt basierend); Mauthausen-Kontext laut E-Mail von Bertrand Perz an Hito Steyerl (laut Lokalausweis nahe oberhalb des Kulturhauptstadt-Info-Centers von 2009 würden einige Heizkörper zeitmäßig passen). Bei Fick 1941 ist der Verwirklichungs-Zeitrahmen unklar gehalten.

¹⁵³ Fälle CZ 23456 und CZ 39387 (Frauen) bzw. CZ 23450 (der eine Gatte)

¹⁵⁴ Fälle UA 318 bzw. UA 39195 (bei Verstorbenen standen dort keine Einsatzdaten in den Antragslisten, was bei Aktenprüfungen nur stichprobenartig ergänzt werden konnte).

ab September 1942, beide bis Kriegsende.¹⁵⁵ Direkt in der Münchner Zentrale der Firma Best war ab November 1944 ein 1929 geborener Slowene, der davor im Gestapogefängnis Begunje / Vigaun war.¹⁵⁶

Die **Leipziger Firma Carl Brömme** war vor allem tätig beim Bau eines der beiden Flügel des Oberfinanzpräsidiums; dementsprechend hatte sie ein eigenes Büro in der Badgasse, das im Telefonbuch 1942 als „Brömme C., Bauunternehmung, Baustelle Oberfinanzpräsidium Linz“ aufschien¹⁵⁷. Das betraf direkt etwa den 1919 geborenen Tschechen Jaroslav von Mai 1941 bis Dezember 1943 und den 1922 geborenen Tschechen František von November 1940 bis Dezember 1944 (er war als Tischler bzw. Zimmerer tätig); der 1922 geborene Pole Boleslaw arbeitete für Brömme in Linz offenbar nur vorübergehend erst im November/Dezember 1944.¹⁵⁸

Für die großen Luftschutzräume unterhalb des Oberfinanzpräsidiums (bis heute bei der Bundesimmobiliengesellschaft als „Führerkeller“ bekannt) stellte die Wiener Niederlassung der Lübecker Firma **Dräger** die Schutzraumbelüftungen und andere entsprechende Installationen her; die „Gauvertretung Oberdonau-Salzburg“ des „**Dräger-Werkes** Lübeck-Wien“ hatte laut Telefonbuch 1942 Ingenieur Friedrich Weiler inne (St. Magdalena 59, Post Steg, späteres Objekt Marienberg 19; beim Weiler-Eintrag: „Handelsvertretung Dräger-Gasschutzgeräte u. Luftschutzbedarf, techn. Artikel“). Dafür konnten zwar keine direkt in Linz eingesetzte Arbeitskräfte identifiziert werden, wohl aber mindestens zehn Fälle, wo Arbeit in der Wiener Produktionsstätte angegeben war (drei Männer und zwei Frauen aus Tschechien – inklusive einer gebürtigen Russin, vier Frauen aus der Ukraine und ein Fall aus Polen – der 1944 in Wien geborene Sohn einer Drägerwerk-Arbeiterin).

Weiters konnten (dies bereits in einer Durchsicht 2002) in Anträgen an die deutsche ÖVF-Parallelorganisation EVZ mindestens 19 Drägerwerk-Bedienstete für Norddeutschland nachgewiesen werden – davon drei „normal-industrielle“ (zwei Polinnen, eine davon spätere Belgierin, und eine Ukrainerin, die später in den USA lebte. Die übrigen 16 waren registrierte KZ-Häftlinge – 15 Sloweninnen (davon fünf noch als „Alt-Österreicherinnen“ in der Monarchie geboren) und ein einheimischer

¹⁵⁵ Fälle UA 36097 und UA 36751

¹⁵⁶ Der Slowene nur mit (wie erwähnt, „geheimer“) IOM-Aktenzahl; vom Gefängnis Begunje führte der Weg oft ins Kärntner AEL Kraut oder auch ins AEL Reichenau (vgl. Rafetseder 2007, S. 471 und 477), in dem Fall vielleicht aus Rücksicht auf seine Jugend nicht ins AEL eingeliefert

¹⁵⁷ Fernsprechbuch 1942, S. 11, die Büro-Pläne wurden von Sebastian Markt im Rahmen der „Unter Uns“-Recherchen beschafft und dem Autor elektronisch übermittelt.

¹⁵⁸ Das waren die Fälle CZ 20834, CZ 117046 und PL U62378

Norddeutscher. Die noch gut erhaltenen Bunker unter dem Oberfinanzpräsidium stehen also in zumindest indirektem Zusammenhang mit Arbeit von KZ-Häftlingen (da beutete Dräger die Arbeitskraft zumindest von Häftlingen eines Nebenlagers des KZ Neuengamme aus, wo ja, laut oben, S. 11, zitiertem Briefkopf der St. Georgener DEST-Zentrale, auch die DEST aktiv war).¹⁵⁹

Bei den ÖVF-Anträgen waren außerdem zwei Tschechen nachweisbar, die für „**Gotthard Müller, Dresden – Berlin**“ am Brückenkopfbereich arbeiteten; diese Firma war vor allem tätig beim Bau eines anderen Flügels des Oberfinanzpräsidiums, was sich auch an der Eintragung im Linzer Telefonbuch 1942 zeigt: „Müller, Gotthard, Dr. Ing. + G.m.b.H. Bauleitung Linz/D, Zollamtstraße“, außerdem sind dort auch Anschlüsse für ein firmeneigenes, kleines „Wohnlager Untere Donaulände“ zu finden (Baracke gegenüber der Tabakfabrik) und für eine eigene Baustelle bei den Reichswerken „Hermann Göring“.¹⁶⁰

Einer jener beiden Männer war der 1921 geborene Tscheche František: Zuerst nur im Mai und Juni 1941 bei Gotthard Müller, dann bis Kriegsende beim Linzer Schneider Karl Vanicek (Dinghoferstraße 55; die Gründe für den Wechsel wurden nicht untersucht, da auch so „Industrie“-Kategorie klar war). Der andere war ein anderer František mit selbem Geburtsjahr, zuerst bei der Baumeisterfirma Soche (Baustelle Linz Ost Keplerstraße), dann vom 25.8.1939 bis 7.4.1940 bei der Firma Gotthard Müller; er war nicht im firmeneigenen Lager, sondern im Lager 57 an der Salzburger Reichsstraße untergebracht, und wurde dann von einer Baufirma im heimatischen Mähren erfolgreich nach Hause reklamiert (muss aber auch dort irgendwie als „kriegswichtig“ gegolten haben).¹⁶¹

Insgesamt haben wir damit also doch bereits eine relativ solide Quellenbasis, um zumindest für den ganzen Brückenkopfbereich hochgerechnet von einem wesentlichen Anteil auch von direkter Zwangsarbeit zu sprechen (selbst wenn ein

¹⁵⁹ Fernsprechbuch 1942, S. 13 bzw. 49, genauere Angaben zur Firma und zu den genannten Arbeitskräften im erwähnten Gutachten für „Unter Uns“ (hier nicht detaillierter, da ja kein direkter Linz-Zusammenhang; bei der topographischen Installation an der Finanzpräsidiums-Fassade wurden aber auch die Geburts- und späteren Wohnorte jener 29 Drägerwerk-Fälle berücksichtigt (die zum Glück bereits 2002 erfasst worden waren, da damals der Österreich-Bezug schon bekannt war).

¹⁶⁰ Fernsprechbuch 1942, S. 30

¹⁶¹ Fernsprechbuch 1942, S. 30 bzw. Fälle CZ 6150 und CZ 5973 (eine etwas komplizierte Geschichte); das Lager der Firma Gotthard Müller ist in der maschinschriftlichen Magistratsliste von Juni 1943 irrtümlich als „Ing. C. Müller“ verzeichnet (damals sechzehn Männer und vier Frauen, Reichs- und Protektoratsangehörige, vgl. Rafetseder 2001, S. 1266).

Teil der Betroffenen erst nach der eigentlichen Brückenkopf-Arbeit zu echten „Zwangsarbeitern“ im Sinne des ÖVF-Gesetzes wurde).

Die zweite unklare Frage neben dem Wandel von „freier“ zu „unfreier“ Arbeit betrifft den oben (S. 45) zitierten Absatz 3 von § 2 des Versöhnungsfonds-Gesetzes: **Kriegsgefangene** wurden dort ohne Kommentar von der Leistungsberechtigung gegenüber dem ÖVF ausgeschlossen. Aus eigentlich logischer Sicht (unter Weglassung politisch-juristischer Spitzfindigkeiten) ist das in etwa so, wenn alle Personen mit Anfangsbuchstaben A ausgeschlossen würden, oder mengenmäßig korrekter: in etwa alle mit Anfangsbuchstaben A bis F. Vor allem bei den Sowjetrussen war das besonders skandalös, da ja dort der schützende Status der Genfer Konvention auch formal fehlte, ganz zu schweigen von Art und Weise hiesiger Behandlung¹⁶².

In Deutschland waren Kriegsgefangene eher aus finanziellen Gründen bzw. wegen zu kleinem „Topf“ ausgeschlossen, in Österreich faktisch wohl eher aus Rücksicht auf die damalige FPÖ-Regierungsbeteiligung; schon beim ursprünglichen ÖVF-Gesetz gab es eine „spiegelgleiche Lösung“ von Zahlungen für österreichische Wehrmachtsoldaten in sowjetischer oder jugoslawischer Gefangenschaft, bei der ersten Verlängerung der ÖVF-Antragsfrist dann (als „Zuckerl“ für die entsprechende politische Kleintel) eine Erweiterung auf Kriegsgefangene in „westlichen“ Händen, bei der zweiten Verlängerung der ÖVF-Antragsfrist die „Trümmerfrauen“-Regelung; für alle jene drei „spiegelgleichen“ Regelungen gibt es auch mit verschiedenen Hintergründen Anträge in den ÖVF-Akten¹⁶³)

Beim ÖVF hatten aber spezielle Gruppen formaler Kriegsgefangener unter bestimmten Umständen gute Chancen, trotz allfälliger Registrierung samt Dienstgrad eine Zahlung zu bekommen: Das betraf etwa Jugoslawen ab 1941; die waren vielfach laut plausibler Eigenaussage, aber auch laut Zeugnis eines zuständigen Offiziers, nach Waffenniederlegung zu Hause „eingesammelt“ und in die „Ostmark“ verschickt worden; typisch sind hier Gruppenfotos mit Armschleifen „Im Dienst der Deutschen

¹⁶² Vgl. Rafetseder 2001, S. 1152-1154

¹⁶³ Vgl. etwa Rafetseder 2001, S. 1263, Rafetseder 2005, S. 122 oder auch Rafetseder 2007, S. 31, 346 (Anm. 455), 582f. und 697, etc.

Wehrmacht“¹⁶⁴ auf durchaus guten Ausgeh-Anzügen, die sie eben daheim noch einpacken konnten.

Für Linz noch wichtiger sind slowakische Gefangene nach Niederschlagung des Aufstandes von 1944; die trugen einen nennenswerten Teil der (oft bekanntlich lebensgefährlichen) Aufräum- und Instandsetzungs-Arbeiten nach Bombardierungen. Dazu gibt es eine Fülle von Schilderungen in ÖVF-Anträgen. Dies ist etwa im Fall ÖVF 144474 so, einem 1920 geborenen Michael, ab September 1944 Schanzarbeiten vom Stalag Kaisersteinbruch aus, dann ab Dezember 1940 Kiesbagger- und Verladearbeiten bei Sankt Georgen an der Gusen im Kontext der unterirdischen Rüstungsproduktion, dann im Rahmen der paramilitärischen Organisation Todt Räumarbeiten und Reparatur von Gas-, Strom- und Telefonleitungen in Linz bis Kriegsende Mai 1945. Parallel dazu, mit den gleichen Einsätzen, etwa das Schicksal des 1922 geborenen (und 2002 verstorbenen) Milan im Fall ÖVF 128910.

Auch diese Slowaken waren formal meist „eindeutige“ Kriegsgefangene (also auch mit Registrierung im entsprechenden deutschen Archiv, samt Dienstgrad), konnten aber vielfach durch entsprechende Schilderung diesen Status zumindest in ÖVF-Augen relativieren (also nicht direkt im Kampfkontext gefangengenommen). Bei sowjetrussischen Kriegsgefangenen ließ sich eine Zahlung seitens des ÖVF leider nur in eher wenigen Fällen argumentativ begründen (etwa bei Flucht und nachherigem Einsatz als „normaler Ostarbeiter“, etc.).

Bei kriegsgefangenen Franzosen oder Belgiern war eine Auszahlung durch ÖVF oder EVZ nur dann möglich, wenn die Betroffenen formal in den Zivilstand überführt, und als „normale“ Zwangsarbeiter geblieben waren (beim ÖVF war längere „Zivil“-Zeit nötig, während in dieser Hinsicht ausnahmsweise die EVZ großzügiger war). Hier konnte in der bereits oben (S. 42) erwähnten Linzer Militärmatrik (erhalten im Archiv der Stadt Linz) ein zumindest indirekter, aber doch recht deutlicher Hinweis auf Arbeitseinsatz gefunden werden: Das „Sterbe-Buch der Kath. Standortpfarre im Wehrmachtsseelsorgebezirk XVII/7“ (geführt ab 1.8.1938 anfangs nur für Wehrmachtsangehörige, dann auch für Kriegsgefangene) meldet für den 8. Februar 1941, 15 Uhr, also für einen Freitag, den Tod von Elie Granier, geboren am 23. März 1907, „franz. Kriegsgefangener Nr. 102187“, Todesursache: **„durch Auto überfahren bei der neuen Brücke in Linz“**. Da er sicher nicht in der

¹⁶⁴ Rafetseder 2007, S. 384

Freizeit am Hauptplatz herum flanieren durfte (schon gar nicht an einem Freitag um 15 Uhr), muss er in dem Bereich wohl gearbeitet haben; auch ein Vorbeimarsch in Richtung „auswärtiger“ Arbeitsstätte ist hier eher auszuschließen.

Bei einem Besuch der Ausstellung „Kulturhauptstadt des Führers“ im Schlossmuseum suchte der Schreiber dieser Zeilen (wie auch vorher schon mehrfach) wieder einmal auf den Fotos und Filmen vom Nibelungenbrückenbau nach eventuellen Hinweisen auf Zwangsarbeit, und entdeckte dabei ein eventuell „verdächtiges“ Bild: Auf der Bildtafel links von den Plettenberg-Modellen war rechts unten ein Foto von „Ende 1940“, wo rechts ein Mann mit Hosenträgern von hinten zu sehen ist, der am Kopf möglicherweise eine Baskenmütze trägt – das konnte aber auch bei nochmaliger Nachschau von Sebastian Markt nicht verifiziert werden. Eine derartige Kopfbedeckung (wenn es sich verifizieren ließe) wäre ja eventuell auch ein brauchbares Indiz für Anwesenheit von Franzosen - entweder noch formal Kriegsgefangener oder vielleicht auch schon formal in den Zivilstand überführt; französischer (Zwangs-)Arbeitsdienst bzw. „STO“ fällt für Ende 1940 hier noch aus.

Etwa aus Sicht der Firma Poschacher waren und sind Kriegsgefangene offenbar bis heute keine „Zwangsarbeiter“, weil „Kriegsgefangene mussten ja ohnehin immer arbeiten“¹⁶⁵ (so in etwa Auskunft Josef Stummers). Aus Sicht des Schreibers dieser Zeilen stellte sich das aber anders dar: In einer umfassenderen Definition des Begriffs, wo nicht auf politisch-juristische Spitzfindigkeiten Rücksicht zu nehmen ist, gehören Kriegsgefangene, meines Erachtens, sehr wohl in diesen Kontext (ungeachtet mangelnder ÖVF-Leistungsberechtigung).

Das betrifft also auch den erwähnten Elie Granier oder andere Kriegsgefangene, die auf verschiedenen Linzer Baustellen oder Krankenrevieren ihr Leben verloren (eine entsprechende Darstellung wäre auf Basis der genannten Quelle leicht möglich, auch etwa tödliche Unfälle im Göringwerke-Kontext oder auch etwa Darstellung einer speziellen Typhus-Epidemie in Linz). Jene Relevanz gilt aber auch für die oben (S. 25) erwähnten vierzehn Franzosen vom Tonbruch der Firma Poschacher in Plöcking ab 1942: Aus dem dort oder allenfalls in einem Nachbarbruch abgebauten Material wurden, wie in Teil Eins erwähnt, zumindest knapp vor deren Ankunft (eher nicht

¹⁶⁵ Persönliche Auskunft des ehemaligen Poschacher-Mitarbeiters Josef Stummer

mehr als sie dort waren) die Werkstücke gefertigt, aus denen die Granitarkaden eines Nachbargebäudes zum heutigen Neuen Rathaus gemacht wurden.

Hier gilt Ähnliches wie in Teil Eins: Insgesamt ist für den Brückenkopfbereich hinreichend plausibel feststellbar, dass da offenbar indirekt oder hier sogar anscheinend auch direkt Arbeitsleistung von Kriegsgefangenen eingeflossen ist, selbst wenn derzeit kein hundertprozentiger direkter Nachweis möglich ist. Im Rahmen des Gesamtthemas „Zwangsarbeit am Brückenkopf“ sind Kriegsgefangene aber eher ein marginales Thema, wie hier zu sehen war. „Linec – Rakousko, Stavba mostu přes Dunaj“ und noch mehr die Bauarbeiten im Brückenkopfbereich insgesamt gehören eben, wie vor allem am Beispiel vieler Tschechen zu sehen ist, zum Themenbereich „Zwangsarbeit im Linz der NS-Zeit“.

Abgekürzt zitierte Literatur:

- Achleitner 1980 = Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. 1.: Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg. Hrsg. Museum für moderne Kunst Wien. - Salzburg/Wien 1980, 472 S.
- Botz 1971 = Botz, Gerhard: Hitlers Aufenthalt in Linz im März 1938 und der „Anschluß“; in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1970 (erschienen 1971), S. 185-214.
- Dehio Linz 2009 = Dehio-Handbuch Oberösterreich, Band II: Linz. Bearb. Von Beate Auer u.a.- Horn/Wien 2009.
- Dobosiewicz 2006 = Dobosiewicz, Stanislaw: Vernichtungslager Gusen. Hrsg.: Bundesministerium für Inneres, Christian Dürr, Ralf Lechner (Mauthausen-Studien 5).- Wien bzw. Norderstedt 2007, 389 S. (davor polnische Ausgabe: Mauthausen-Gusen obózzaglady.- Wrszawa 1977).
- Dürr u.a. 2006 = Dürr, Christian - Ralf Lechner - Stefan Wolfinger: Konzentrationslager Gusen 1939 - 1945. Spuren - Fragmente - Rekonstruktionen (Ausstellung, Besucherzentrum Gusen). Hrsg.: Bundesministerium für Inneres, Abt. IV/7.- Wien 2006, 24 S.
- Fernsprechbuch 1942 = Amtliches Fernsprechbuch für den Bezirk der Reichspostdirektion Linz, Ausgabe März 1942, Stand vom 15. Jänner 1942.- Linz 1942, 110 S.
- Fick 1941 = Fick, Roderich: Der neue Brückenkopf in Linz als Beginn der Neugestaltung der Stadt; in: Linz. Erbe und Sendung. Kulturbericht der Stadt Linz 1941 [Schriftenreihe „Linz, Erbe und Sendung“]. - Linz [1941], S. 25-38
- Fiereder 2001 = Fiereder, Helmut: Die Häftlinge in den Konzentrationslagern Linz I/III und Linz II; in: Nationalsozialismus in Linz. Hrsg.: Fritz Mayrhofer – Walter Schuster.- Linz 2001, Bd. 2, S. 1095-1106
- Gammer 2001 = Gammer, Regina: [Druckfassung einer Fachbereichsarbeit zur Matura. Teil 1:] Einige geologisch interessante Steinbrüche im Mühlviertel. St. Georgener Heimatblätter F. 38, S. 16-19; [Teil 2:] Die Arbeit am Granit, F. 39, Juni 2001, S. 11-18; [Teil 3:] Arten des Granit im Mühlviertel, F. 40, Okt. 2001, [S. 15-17]; [Teil 4:] Klassifikation der magmatitischen Gesteine sowie deren chemische und mineralogische Zusammensetzung, F. 41, Feb. 2002, S. 13-17
- Geschichtsorte 2009 = Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Kultur, Leitung Reinhard Mattes: Oberösterreich 1918-2008. Vom Erzherzogtum zur Zukunftsregion. Geschichtsorte Oberösterreichs. Eine Auswahl markanter Orte der Landesgeschichte.- Linz 2008, 60 S. (2. Aufl. 2009)
- Grau 2007 = Grau, Alfred, mit Ergänzungen von Rudolf A. Haunschmied: Der Zusammenbruch 1945 wie wir ihn erlebten; in: St. Georgener Heimatblätter, F. 55, September 2007. S. 15-25; A. Grau: 1941-45 stellvertretender Betriebsführer der DEST-Werksgruppe St. Georgen/ Gusen
- Gruber 1995 = Gruber, Bernhard: Geologie; in: Unsere Heimat. Der Bezirk Perg. Hrsg.: Verein zur Herausgabe eines Bezirksheimatbuches Perg – Gemeinden des Bezirkes Perg.- Linz 1995, S. 100-107
- Gruber 2004 = Gruber, Bernhard: Mineral des Monats November: Der Pyrit; ab November 2004 online auf http://www.biologiezentrum.at/upload/files/bio_archiv_tier/11_2004.pdf

Grunenberg 2006 = Grunenberg, Thomas: Schäden durch Rostflecken auf einem Terrassenbelag – eisenhaltige Bestandteile im Naturwerkstein und im verwendeten Kiesbett; in: Erlanger Beiträge zur Petrographischen Mineralogie 16, 2006, S. 31-38, online auf http://vfpm.org/Zeitschrift/Band16_Kap3.pdf

Hanisch/Schmid 1901 = Hanisch, August - Heinrich Schmid (Hrsg.): Österreichs Steinbrüche. Verzeichnis der Steinbrüche, welche Quader, Stufen, Pflastersteine, Schleif- und Mühlsteine oder Dachplatten liefern. - Wien 1901, 352 S. (ganzes Buch in PDF-Files online auffindbar auf <http://alo.uibk.ac.at/webinterface/library>)

Haunschmied 1989 = Haunschmied, Rudolf: 1938/1945. Zum Gedenken; in: 300 Jahre erweitertes Marktrecht St. Georgen a. d. Gusen. Geschichte-Buch. Hrsg.: Marktgemeinde St. Georgen a. d. Gusen.- St. Georgen an der Gusen 1989, S. 74-109

Haunschmied u.a. 2007 = Haunschmied, Rudolf A. - Jan-Ruth Mills - Siegi Witzany-Durda: St. Georgen - Gusen - Mauthausen. Concentration Camp Mauthausen reconsidered.- Norderstedt 2007, 289 S.

Herrmann 1916 = Herrmann, Otto: Gesteine für Architektur und Skulptur. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage des Anhangs aus Otto Herrmann: Steinbruchindustrie und Steinbruchgeologie.- Berlin 1916, XII, 119 S.

Höss u.a. 2009 = Höss, Dagmar - Monika Sommer - Heidemarie Uhl (Hrsg.): In Situ. Zeitgeschichte findet statt. Nationalsozialismus in Linz. / Relocating Contemporary History: National Socialism in Linz. Mitarb.: Norbert Artner - Peter Larndorfer.- Weitra 2009, 156 S. (parallel deutsch/ englisch); ausführlicher zu den einzelnen "stencils" online auf <http://www.insitu-linz09.at>

Industrie-Compass 1943 = Industrie-Compass 1943/44, Deutsches Reich: Ostmark. Hrsg. unter Mitwirkung der Geschäftsstelle der Reichsgruppe Industrie für die Donau- und Alpengau von Rudolf Hanel. Erscheinungszeit: Juni 1943.- Wien 1943, 2105 S.

Kellermayr 2005 = Kellermayr, Walter: Gesteine der Linzer Landstraße; in: ÖKO-L 27, 2005, H. 1, S. 3-8

Kellermayr 2007 = Kellermayr, Walter: Große Brocken: Steinlehrpfad im Stadtpark; in: Gemeindebrief Leonding. Amtliches Nachrichtenblatt der Stadt Leonding [früher "Leondinger Gemeindebrief"] Jg. 37, F. 194, Dez. 2007, S. 22-23

Kieslinger 1951 = Kieslinger, Alois: Gesteinskunde für Hochbau und Plastik. Fachkunde für Steinmetzen, Bildhauer, Architekten und Baumeister.- Wien 1951, 211 S. (darin auf S. 38 zum vereinzelt auch rötlichen Granit)

Kieslinger 1972 = Kieslinger, Alois: Die Steine der Wiener Ringstraße. Ihre technische und künstlerische Bedeutung (Die Wiener Ringstraße - Bild einer Epoche. Hrsg. Renate Wagner-Rieger 4). - Wiesbaden 1972, XIV, 665 S.

Kohl 1965-69 = Kohl, Hermann: Gesteinskundlicher Lehrpfad; in: Apollo. Nachrichtenblatt der Naturkundlichen Station der Stadt Linz, Folge 1 bis 17, 1965-69, in 6 Teilen; Beginn: F. 1, Herbst 1965, S. 3-4; 1. Fts.: F. 2, 3-5; 2. Fts.: F. 6, 5-7; 3. Fts.: F. 7, 4-7; 4. Fts.: F. 10, 1-4; 5. Fts.: F 17, 1-3

Kohl 1974-77 = Kohl, Hermann: Minerale im Großraum Linz; in: Apollo. Nachrichtenblatt der Naturkundlichen Station der Stadt Linz, Folge 35-50, 1974-1977, in 8 Teilen; Beginn: Folge 35, Frühling 1974, S. 1-4; 1. Fts.: F. 37, 5-7; 2. Fts.: F. 38, 6-9; 3. Fts.: F. 43, 1-5; 4. Fts.: F. 45, 4; 5. Fts.: F. 47, 3-5; 6. Fts.: F. 48, 4-7; 7. Fts. bzw. Schluss: F. 50, 7-9

- Kohl 1975 = Kohl, Hermann: Die Landschaft um Feldkirchen im Spiegel der Erdgeschichte; in: 100 Jahre Feldkirchen an der Donau (1875-1975). Red.: Dietmar Assmann, Hertha Schober.- Linz 1975, S. 11-17
- Kreczi 1942 = Kreczi, Hanns: Die Linzer Donaubrücke [Schriftenreihe "Linz, Erbe und Sendung"]. - Linz [1942], 80 S.
- Kunsttopographie I = Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. 1. Teil: Die Altstadt. Bearb. Alexander Wied nach Vorarbeiten von Justus Schmidt. Beitr.: Renate Kux-Jülg - Georg Wacha. Red.: Marlene Zykan (Österreichische Kunsttopographie 42). - Wien 1977, 550 S.
- Kunsttopographie II = Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. 2. Teil: Die Landstraße - Obere und Untere Vorstadt. Bearb.: Herfried Thaler - Ulrike Steiner. Beitr.: Georg Wacha, Theodor Brückler, Rudolf Kropf. Vorarb.: Justus Schmidt - Alexander Wied. Red.: Ulrike Steiner - Theodor Brückler (Österreichische Kunsttopographie 50). - Wien 1986, XLIV, 330 S.
- Kunsttopographie III = Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. III. Teil: Außenbereiche, Urfahr, Ebelsberg. Bearb.: Herfried Thaler, Bernhard Prokisch, Ulrike Steiner, Theodor Brückler, Helmut Lackner, Gerhard Stadler, Anneliese Schweiger, Georg Wacha, Andreas Lehne. Beitr.: Willibald Katzinger, Erwin M. Ruprechtsberger, Wilfried Lipp, Martha Fingernagel-Grüll, Judith Schöbel, Ulrike Knall-Brskovsky, Günther Kleinhanns, Klaus Kohout, Wilhelm Georg Rizzi. Red. Ulrike Steiner u.a. (Österreichische Kunsttopographie 55). - Horn 1999 (de facto erschienen 2001), 175, 649 S.
- Lütgenau/Schröck 2001 = Lütgenau, Stefan - Alexander Schröck: Zwangsarbeit in der österreichischen Bauindustrie - Die Teerag Asdag AG 1938-1945. - Innsbruck u.a. 2001, 216 S.
- Maršalek 1987 = Maršalek, Hans: Konzentrationslager Gusen. Ein Nebenlager des KZ Mauthausen. Dokumentation. 2. Auflage.- Wien 1987, 40 S. (Maršalek war als Mauthausener KZ-Häftling dort Schreiber)
- Maršalek 1995 = Maršalek, Hans: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthause. 3., erweiterte Aufl.- Wien 1995, 376 S.
- Neweklowsky 1957 = Neweklowsky, Ernst: Vom Bau der Nibelungenbrücke; in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1957 (1957), S. 382-386; online verfügbar über http://www.oogeschichte.at/Historisches_Jahrbuch.1335.0.html
- Peschel 1983 = Peschel, Ronald: Erläuterungstext zu: Geologische Karte von Linz und Umgebung (Linzer Atlas, hrsg. von der Kulturverwaltung der Stadt Linz).- Linz 1964 (Karte) und 1983 (Erläuterung), 64 S.
- Perz 2001 = Perz, Bertrand: Nationalsozialistische Konzentrationslager in Linz; in: Nationalsozialismus in Linz. Hrsg.: Fritz Mayrhofer – Walter Schuster.- Linz 2001, Bd. 2, S. 1041-1094
- Pichler 2006 = Pichler Christian: Unangebracht. Über Tafeln auf der Nibelungenbrücke; in: Versorgerin. Stadtwerkstatt Nr. 69, März 2006, S. 6; online verfügbar auf <http://www.servus.at/VERSORGER/69/tafel.html>
- Poschacher 1939 = Poschacher, Anton: 100 Jahre Granitwerk Anton Poschacher.- Linz 1939, 26 S.
- Prinz 1997 = Prinz, Johann: Langensteiner Heimatbuch. Von Stein bis Langenstein. Historisches aus „Stain, Gusin, Franchenberg und Spilberch“ sowie Reminiszenzen aus der Geschichte.- Langenstein 1997, 576 S.

- Rafetseder 1997 = Rafetseder, Hermann: Der "Ausländereinsatz"; in: Bilder des Nationalsozialismus in Linz. Hrsg. Fritz Mayrhofer - Walter Schuster. - Linz 1997, S. 128-135 und 183-184
- Rafetseder 2001 = Rafetseder, Hermann: Der "Ausländereinsatz" zur Zeit des NS-Regimes am Beispiel der Stadt Linz; in: Nationalsozialismus in Linz. Hrsg.: Fritz Mayrhofer – Walter Schuster.- Linz 2001, Bd. 2, S. 1107-1269
- Rafetseder 2004 = Rafetseder, Hermann: "Das KZ der Linzer Gestapo". Neue Quellen im Rahmen des Österreichischen Versöhnungsfonds zum "Arbeitserziehungslager" Schörghub; in: Stadtarchiv und Stadtgeschichte. Forschungen und Innovationen. Festschrift für Fritz Mayrhofer zur Vollendung seines 60. Lebensjahres. Hrsg.: Walter Schuster - Maximilian Schimböck - Anneliese Schweiger (= Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 2003/2004). - Linz 2004, S. 523-539
- Rafetseder 2005 = Rafetseder, Hermann: "Der Preis der Vergangenheit": Restitution und Entschädigung; in: Stefan Karner - Gottfried Stangler (Hrsg.): "Österreich ist frei!" Der Österreichische Staatsvertrag 1955. Beitragsband zur Ausstellung auf Schloss Schallaburg 2005. Unter Mitarbeit von Peter Fritz und Walter M. Iber (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums N.F. 457). - Horn-Wien 2005, S. 119-122
- Rafetseder 2007 = Rafetseder, Hermann: NS-Zwangsarbeits-Schicksale. Erkenntnisse zu Erscheinungsformen der Oppression und zum NS-Lagersystem aus der Arbeit des Österreichischen Versöhnungsfonds. Eine Dokumentation im Auftrag des Zukunftsfonds der Republik Österreich.- Linz 2007, 706 S., im Dezember 2013 online veröffentlicht im forum ö geschichte auf www.oogeschichte.at (zu finden via „Historische Bibliographie“ bzw. auch leicht mit Google-Suche) bzw. 2014 auch im Druck veröffentlicht; die hier zitierte Fassung von 2007 ist mit Online- und Druckfassung seitenmäßig weitestgehend deckungsgleich.
- Rafetseder 2009 = Rafetseder, Hermann: "Totaleinsatz in Niederdonau". Tschechische NS-Zwangsarbeit aus der Sicht des Österreichischen Versöhnungsfonds; in: Österreich. Tschechien. geteilt - getrennt - vereint. Hrsg.: Stefan Karner - Michal Stehlik, unter Mitarbeit von Armin Laussegger und Philipp Lesiak. Beitragsband der Niederösterreichischen Landesausstellung 2009 (Horn, Raabs, Telč).- Schallaburg 2009, S. 186-191
- Ratzenböck 1989 = Ratzenböck, Peter (Text): 1839 – 1989. Poschacher – Granit, Marmor, Baustoffe. 150 Jahre bauen mit Naturstein.- Linz 1989, 60 S.
- Reinhold 1991 = Reinhold, Bernadette: Die "Führersiedlung" in Linz-Harbach. - Wien, Aufnahmearbeit am Institut für Kunstgeschichte, 1991 (Exemplar in der Bibliothek des Archivs der Stadt Linz)
- Reiter 1999 = Reiter, Erich: Mineralvorkommen Oberösterreichs anhand ihrer Literatur. - Leonding 1999, 575 S.
- Sarlay 1985 = Sarlay, Ingo: Hitlers Linz (1.). Kulturelle und wirtschaftliche Konzeption, Planungsstellen und Wirtschaftspläne.- Graz: Techn. Univ., Diss. 1985, VIII, 333 Bl.
- Sarlay 1987 = Sarlay, Ingo: Hitlers Linz 2.: Städtebauliche Detailplanung und Architektur. Baukunst im Dritten Reich.- Graz: Techn. Univ., Habilitationsschrift 1987, VII, 255, ca. 150 Bl.
- Schmidt/Urban 2006 = Schmidt, Alexander – Markus Urban: Reichsparteitagsgelände Nürnberg. Kurzführer (Historische Spaziergänge 4).- Nürnberg 2006, 72 S.

- Schmuckenschläger 1941 = Schmuckenschläger Franz: Die Großstadt Linz im Aufbau; in: Linz. Erbe und Sendung. Kulturbericht der Stadt Linz 1941. - Linz [1941], S. 76-100
- Schmuckenschläger 1943 = Schmuckenschläger Franz: Der Linzer Wohnungsbau 1938-1942; in: Burg, Rathaus, neue Wohnungsbauten (Schriftenreihe "Linz, Erbe und Sendung"). - Linz [ca. 1943], S. 63-83
- Slapnicka 1998 = Slapnicka, Harry: Hitler und Oberösterreich. Mythos, Propaganda und Wirklichkeit um den „Heimatgau des Führers“.- Grünbach 1998, 213 S.
- Strasser/Stummer 1998 = Strasser, Wolfgang – Josef Stummer: Stainbruch Plekhing & In der Zell. Die Geschichte der Neuhauser Granitregion Plöcking – Kleinzell.- St. Martin im Mühlkreis 1998, 352 S.
- Stummer 1995 = Stummer, Josef: Granit, Stein für die Ewigkeit; in: Unsere Heimat. Der Bezirk Perg. Hrsg.: Verein zur Herausgabe eines Bezirksheimatbuches Perg – Gemeinden des Bezirkes Perg.- Linz 1995, S. 116-121
- Unter Uns 2009 = Unter Uns. Dekonstruktion eines Gebäudes (27. Februar – Dezember 2009); dreiseitiger Presstext zum gleichnamigen Kulturhauptstadt-Projekt, online auf www.linz09.at/sixcms/media.php/4974/Unter%20Uns.pdf
- Wacha 1995 = Wacha, Georg: Denkmale aus der NS-Zeit; in: Entnazifizierung und Wiederaufbau in Linz (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1995). - Linz 1996, S. 373-410
- Wacha/Höss 1966 = Wacha, Georg - Gertrude Höss: Die Linzer Altstadt; in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1965 (erschienen 1966), S. 349-448

Das vorliegende Gutachten wurde 2009 im Auftrag des Archivs der Stadt Linz erstellt, und blieb damals leider unter Verschluss (auch durften ja ohnehin damals ÖVF-Aktenzahlen noch nicht öffentlich genannt werden). Im Februar 2014 entschied Bürgermeister Mag. Klaus Luger dankenswerterweise, dieses Gutachten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dafür wurden vom Verfasser geringfügige Änderungen am Text vorgenommen (neben etlichen eher redaktionellen Änderungen einige Aktualisierungen, außerdem wurden auch die Anfangsbuchstaben der Familiennamen von ÖVF-AntragstellerInnen weggelassen). Magistra Elisabeth Kreuzwieser vom Verbund Oberösterreichischer Museen ist für die Bereitschaft zu danken, diesen Text im forum oö geschichte auf www.oogeschichte.at (dort zu finden via „Historische Bibliographie“) online zu stellen.

Dr. Hermann Rafetseder

Historiker des 2001-2005 bestehenden Österreichischen Versöhnungsfonds

Email: ahnenforscher@web.de Website: www.history.co.at